

www.e-rara.ch

Gemeinfassliche Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen

**Scherr, Ignaz T.
Scherr, Johannes**

Schaffhausen, 1841-1842

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 39339

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-88456>

Viertes Buch. Christenthum, Islam.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Viertes Buch.

Christenthum, Islam.

1. Das Christenthum *).

Es war aber der Wille der Vorsehung, daß etwas Besseres, Allgemeineres und Bleibendes an die Stelle des bisherigen Schwankens, und ein heller Tag an die Stelle einzelner Sternblicke aus der tiefen Nacht treten sollte.

J. A. Henne.

Erstes Kapitel.

Jesus Christus.

Unter der Regierung des Kaisers Augustus, im Jahre 754 nach Erbauung der Stadt Rom**), wurde Jesus in Galiläa,

*) Diese Abtheilung ist ganz und allein von Dr. Johannes Scherr bearbeitet.

**) Diese Bestimmung des Geburtsjahres Jesu wurde von dem römischen Abte Dionysius dem Kleinen 532 n. Chr. zuerst aufgebracht, und bald allgemein angenommen. Noch weniger, als das Geburtsjahr des Erlösers, läßt sich der Tag seiner Geburt genau bestimmen. Die morgenländische Kirche feiert denselben am 6. Januar, die abendländische am 25. Dez.

einer Landschaft Palästina's, geboren. Seine Eltern waren Joseph und Maria, von davidischem Geschlechte abstammend, aber arm. Ueber die Tage seiner Kindheit, über seine frühesten Schicksale wissen wir nichts historisch Beglaubigtes. Der Evangelist Matthäus*) erwähnt die wundersame Rettung des Kindes vor den Nachstellungen des Vierfürsten Herodes vermittelt der Flucht nach Aegypten. In welcher Weise sich Jesus seine Bildung erworben, ist unbekannt, jedenfalls muß festgestellt werden, daß er von früher Jugend an die heiligen Schriften seines Volkes studirt habe. In seinem dreißigsten Lebensjahre tritt er öffentlich als Prophet und Lehrer seines Volkes auf. Zur selben Zeit hatte Johannes, der Sohn des Zacharias und der Elisabeth, unter dem Namen des Täuflers, als Bußprediger und Verkündiger des messianischen Reichs, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Wir haben des messianischen Reiches erwähnt, und es wird nöthig sein, einige Worte darüber zu sprechen. Von den ältesten Zeiten her war es eine im Bewußtsein des hebräischen Volkes feststehende Hoffnung, daß dereinst ein Vollender und Heiliger der Nachkommen Abrahams auftreten werde in der Person des Messias**). Diese Hoffnung zieht sich durch alle Bücher des alten Testaments hindurch, und steigert sich, durch die Verheißungen und Orakel der Propheten genährt, zu einer festen Ueberzeugung, wird zu einem integrierenden Theile des Mosaismus. Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen, ein Szepter aus Israel erscheinen, derselbe wird zerschmettern alle Fürsten der Moabiter und zerstören alle Kinder Seth! Diese, schon im Pentateuch***) aus-

*) Matth. II., 13 u. ff.

**) Das Wort Messias bedeutet im Hebräischen einen Gesalbten, d. h. König oder Herrscher.

***) Mit diesem griechischen Worte werden die fünf Bücher Moses bezeichnet.

gesprochene, Verheißung wies besonders auch auf die politische Bedeutung des erwarteten Messias hin, und von vielen gleichartigen Stellen unterstützt, brachte sie die jüdische Nation zu der mit größter Hartnäckigkeit festgehaltenen Ansicht, in der Person des Messias werde ein Heros entstehen, der sie von allen Drangsalen befreie, alle ihre Widersacher zerschmettere und ein Reich von ewiger Macht und Herrlichkeit begründe, in welchem der Glaube an Jehova in reiner Majestät herrschen werde. In allem Leid, in aller Drangsal wurden die Juden durch diesen unerschütterlichen Glauben, diese innige Ueberzeugung von der einstigen Größe und Verklärung ihrer Nation, aufrecht erhalten, und dieser Glaube war es vorzüglich, und ist es wohl auch noch jetzt, der die Juden trotz aller Unterdrückung, Zerstreuung und Mißhandlung ihre Nationalität festhalten ließ und läßt. Wie dereinst in den Zeiten der Väter Moses sein Volk aus Aegypten führte, von fremdem Joch befreite und zu einer selbstständigen Nation machte, so sollte einst der Messias sein Volk erlösen aus der Sklaverei, aus allem Elend, und über dasselbe herrschen in seiner Gotteskraft. Von dieser Idee geleitet, verglichen die Juden in ihren rabbinischen Schriften oftmals Moses und den gehofften Messias. Moses war Hoherpriester, auch der Messias wird es sein: sitzen wird er auf seinem Throne als König und auch Hoherpriester wird er sein. Da er aber rein, viel reiner und göttlicher ist, als Moses, so wird er Fürbitte einlegen für unsere Missethaten, und um seiner willen werden unsere Frevel vergeben. Wie Moses, ist auch der Messias Gesetzgeber seines Volkes, allein wenn jener durch seine Verordnungen nur für das Aeußerliche sorgte, so berücksichtigt dagegen der Messias auch die innere Reinigung und Heiligung der Menschen. Moses, heißt es (Exodus 4, 20), nahm sein Weib und seine Söhne und setzte sie auf einen Esel

und zog wieder nach Aegypten, und ebenso läßt die heilige Geschichte den Messias nach Aegypten fliehen, reitend auf einem Esel. Moses ließ Manna vom Himmel herabregnen, so auch wird in des Messias Tagen der reichste Ueberfluß auf Erden sein. Moses schlägt Wasser aus einem Felsen; auch der Messias wird Quellen aus der Erde springen lassen und alle Brunnen werden reichlich fließen. Was die Juden von dem Messias erwarteten und hofften, wie sie sich das messianische Reich dachten, schildert glänzend und farbenhell folgende Stelle der Bibel: Dann werden die Berge dem Volke Frieden tragen, und die Hügel Gerechtigkeit. Er wird die Bekümmerten des Volkes aufrichten, und den Kindern der Armen helfen, und den Lasterer zerstören. Er wird herabfahren, wie der Regen auf eine abgemähete Wiese, wie die Tropfen, die das Land besuchten. Zu seiner Zeit wird der Gerechte blühen und großer Friede sein, bis kein Mond mehr sein wird. Er wird herrschen von einem Meere bis an das andere, und von dem Fluß an bis zu den Enden der Welt. Vor ihm werden sich neigen die, so in der Wüste wohnen, und seine Feinde werden Staub lecken. Die Könige des Meeres werden Geschenke bringen; die Könige aus Arabien und Saba werden Gaben herzubringen. Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm unterthan sein. Denn er wird den Armen erretten, welcher schreiet, und den Elenden, welcher keinen Helfer hat. Er wird sich über den Armen und Dürftigen erbarmen, und ihr Leben erhalten. Er wird ihre Seele von dem Betrug und Frevel erretten, und ihr Blut wird theuer sein in seinen Augen. Er wird leben, und man wird ihm Gold aus Arabien geben, und man wird allezeit für ihn beten, täglich wird man ihn loben. Wenn man eine Hand voll Korn in die Erde auf den Spitzen der Berge säet, wird dessen Frucht rauschen, wie der Wald Libanon; und es wird in den Städten grünen, wie das Gras auf Erden.

Sein Name wird ewig bleiben, so lange die Sonne währet; in ihm werden sie gesegnet sein, und alle Heiden werden ihn preisen*). Dergleichen Schilderungen ließen sich aus den Büchern des alten Bundes noch viele anführen. Wir halten es aber für überflüssig, indem schon die gegebene deutlich die Vorstellung ausdrückt, welche sich die Juden von der Erscheinung des Messias machten. Betrachten wir nun diese Vorstellungsweise vom messianischen Reiche, so wird es uns auf der Stelle klar werden, in welchen ungeheuern Konflikt sich Jesus Christus mit dem gäng und geben Ideen seines Volkes setzte, als er von vorneherein den Satz aussprach, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Dieser Konflikt muß streng festgehalten werden, wenn wir die Stellung der jüdischen Nation dem Messias gegenüber richtig würdigen wollen. Der Messias wurde erwartet, aber er wurde erwartet nicht nur als Erlöser in geistigem, sondern auch, und zwar vornehmlich, in politischem Sinn. Er entsprach diesen Erwartungen nicht, denn sein Reich war nicht von dieser Welt, d. h. er trat nicht als politischer Nationalheros auf, sondern als Lehrer einer geistigen Religion, als Verkündiger einer lauteren Moral, als Muster und Vorbild seiner erhabenen Lehre. Aber sein Volk begriff die Erhabenheit seiner Lehre nicht, die Erwartung eines irdischen Messiasreiches war mit seinen Vorstellungen vom Messias identisch geworden, es konnte die Idee eines geistigen Gottesreiches nicht erfassen, und daher die hartnäckige Opposition gegen den Messias. In dieser Opposition waren die Juden einig, wenn gleich über die Art und Weise der Erscheinung des ersehnten Erretters aus allem Elend verschiedene Meinungen sich gebildet hatten. Während die Einen an den grob materiellen Hoffnungen vom Messias festhielten, suchten Andere den Begriff des Letztern wenigstens

*) Psalm 72, 3—18.

einigermassen zu vergeistigen,, und es lassen sich in dieser Beziehung folgende vier Parteien aufzählen. Die erste derselben, meist aus den Pharisäern*) bestehend, vertrauten ein für allemal auf die politischen Orakel der ältern Propheten, und erwarteten in der Person des Messias einen aus David's Stamm geborenen Mann, der, von Jehova mit allgewaltiger Kraft ausgerüstet, sein Volk durch Wassengewalt zum ersten der Erde machen würde. Die zweite Partei glaubte, der Messias werde als ein himmlisches Wesen auf die Erde herabsteigen, die Feinde Israel's niederschmettern, die Todten zum Weltgericht erwecken und die Frommen in die Wohnsitze der ewigen Seligkeit führen. Die dritte sah in der Person des Messias den Sohn des höchsten Gottes, der nach dem Sündenfalle die Erde verlassen habe und am Ende wieder erscheinen werde, um die Menschen in das verlorene Paradies zurückzuführen. Die vierte Partei endlich erwartete in dem Messias einen verklärten Moses, indem sie sich an folgende Stelle der Schrift hielt: Der Herr, dein Gott, wird dir einen Propheten erwecken, wie mich, aus dir und deinen Brüdern, den sollt ihr hören (Fünftes Buch Moses, K. 18, V. 15). Die letzte Partei war die kleinste, es bekannten sich bloß die Essäer**) zu ihrer Ansicht, und so muß

*) Die Pharisäer, zu denen sich die ausgezeichnetsten Politiker und Gesetzgeber Judäa's zählten, waren eine theologische Sekte, die zur Zeit der Makkabäer entstanden war. Sie betrachteten, außer den Geboten Moses, noch eine Menge kleinlicher, allmählig entstandener, Satzungen und Gebräuche als Gesetze Gottes, und indem sie das Wesen der Religiosität einzig und allein in die prunkende und sorgfältige Beachtung äußerlicher Dinge setzten und sich dadurch beim unwissenden Haufen den Ruf der Frömmigkeit zu erwerben suchten, wurden sie zu Heuchlern, wesswegen man jetzt pharisäisch gleichbedeutend mit scheinheilig nimmt. Von den Sadduzäern unterschieden sich die Pharisäer durch den Glauben an die Auferstehung der Todten.

**) Die Essäer waren ebenfalls eine theologische Sekte in Judäa, entstanden nicht lange nach dem Zeitalter der Makkabäer und bestanden

allerdings die oben angedeutete Behauptung festgehalten werden, daß nämlich die Masse des jüdischen Volkes nur sinnliche, materielle Interessen an die Person des Messias knüpfte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte des Erlösers zurück.

Mit seltenem Einnuth erzählen die Evangelien, daß Jesus von Johannes, dem Bußprediger getauft*) und bei dieser Gelegenheit als der Messias anerkannt worden sei. Ob Jesus vor dieser Begebenheit mit Johannes in Verbindung gestanden, ist nicht auszumitteln, und ebenso wenig kann dargethan werden, was den Täufer bewogen habe, in Jesus den Messias zu erkennen. Dagegen scheint es unzweifelhaft, daß Jesus sich als den Messias im Sinne der Essäer betrachtet habe, worauf insbesondere sein Ausspruch hinweist: Ich bin nicht gekommen, Moses und die Propheten aufzuheben! Im Bewußtsein seiner erhabenen Stellung bediente er sich schon beim Beginne jener zwar einfachen, aber erhabenen und machtvollen Redeweise, die wir durchgehends aus seinem Munde vernehmen. Ebenso sprach er seine Absichten schon von vorneherein offen aus, seine Absicht, ein allgemeines Gottesreich zu gründen, ein Reich der Wahrheit und Liebe, nicht aber irgend eine politische Rolle im Sinne seiner Landsleute zu spielen. Sich selbst als den Sohn Gottes bezeichnend, stellte er sich dar als den Mittler zwischen

noch im 4. Jahrhundert n. Chr. in Judäa und Aegypten. Die Essäer legten die Schrift allegorisch aus, lebten meist in Gütergemeinschaft und führten einen nüchternen, wohlthätigen Lebenswandel. Sie verehrten Gott mit gemeinschaftlichen Lobgesängen. Erst nach dreijähriger Probezeit war die Aufnahme in den Bund gestattet, dessen Mitglieder sich vielfach als Aerzte und Wahrsager auszeichneten. Man hat auch die Meinung aufgestellt, Jesus sei ein Mitglied des Ordens der Essäer gewesen.

*) Die Taufe war ein essäischer Gebrauch, dessen sich diese Sekte als eines Sinnbildes der Reinigung bediente.

Gott und der Menschheit. Als solchen läßt ihn besonders das Evangelium des Johannes erscheinen, während die drei ersten Evangelien sich von den nationalen Vorstellungen in Betreff des Messias durchaus nicht völlig zu trennen vermögen. Johannes allein hat den Messias in rein geistigem Sinne gefaßt, weswegen auch bei ihm statt des Ausdrucks „messianisches Reich“ drei Stellen ausgenommen, immer der Ausdruck „ewiges Leben“ gebraucht wird. Für diese reinere Auffassung der Idee des messianischen Reiches durch den vierten Evangelisten zeugen besonders folgende Stellen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben (Johannes K. 6, V. 47). — Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, ob er schon stirbe, wird er doch leben. Und ein Jeder, der da lebt und an mich glaubt, der wird in Ewigkeit nicht sterben (Joh. K. 11, V. 25—26). — Vater, die Stunde ist gekommen! Verkläre deinen Sohn, auf daß auch dein Sohn dich verkläre. Gleich wie du ihm über alles Fleisch Gewalt gegeben hast, auf daß er allen denen, die du ihm gegeben hast, das ewige Leben gebe. Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich, den einzigen wahren Gott, und den du gesendet hast, Jesus Christus, erkennen (Joh. K. 17, V. 1—3). — Mein Reich ist nicht von dieser Welt; denn wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener streiten, daß ich den Juden nicht überantwortet würde. Nun aber ist mein Reich nicht von hier (Joh. K. 18, V. 36). Indem aber Jesus sogleich beim Beginne seiner Laufbahn offen sich dahin aussprach, daß er nicht gekommen sei, um den materiellen, sanguinischen Hoffnungen seiner Landsleute zu entsprechen, mußte er nothwendigerweise gleich Anfangs den lebhaftesten Widerstand gegen seine Persönlichkeit und seine Lehre hervorrufen. Dieser Widerstand wurde doppelt gefährlich durch die schonungslose Handlungsweise, die er gegen

über den Pharisäern und Leviten beobachtete. Bald wurde aus der Opposition, geleitet von den Priestern und Pharisäern, offene Feindseligkeit, ein Kampf auf Leben und Tod, welcher mit der Dahingabe des Lebens des Messias endigte.

Besonders merkwürdig ist es, wie Jesus bei der Auswahl seiner Schüler verfuhr. Von den Männern, die sich zu Johannes, dem Täufer, gehalten hatten, folgten, nachdem ihr bisheriger Lehrer Jesus getauft hatte, mehrere dem Letztern. Unter diesen befanden sich Andreas und Johannes, der Evangelist. Der Bruder des Erstem, Petrus, schloß sich bald nachher dem Erlöser an, und wir kennen genau die Art und Weise, in welcher sich Christus die drei Genannten zu seinen Apostel erwählt. Die übrigen Neune betreffend, ist nicht bestimmt anzugeben *), wie sie zu Jesus gekommen. Das vierte Evangelium schweigt darüber gänzlich. Gewiß aber ist es, daß alle Zwölf den niedern Ständen angehörten, und daß Keiner in der Gelehrsamkeit ihres Volkes erfahren war. Keiner derselben war durch rabbinische Spitzfindigkeiten verdorben oder mit pharisäischen Vorurtheilen erfüllt, und gerade solche Jünger wünschte sich Christus, indem er, wie ein neuerer Kirchenhistoriker einfach schön sagt, eines jungfräulichen Bodens bedurfte, um seine Saat auszustreuen **). Man ist zu der Annahme berechtigt, daß außer den Zwölfen, die bestimmt waren, im vertrauten Umgange ihren Meister zu hören und die ersten Träger seiner Lehre zu werden, schon frühe dem Erlöser noch andere Jünger gefolgt seien.

Nachdem er durch die Taufe im Jordan gleichsam die Weihe zu seinem hohen Amte empfangen, ging Jesus zurück in sein

*) Nämlich im Evang. Joh.

**) A. F. Gförrer, allgemeine Kirchengeschichte für die deutsche Nation, 1. Bd., S. 188. Ein Buch, welches, auch Nichtgelehrten zugänglich, nicht genug zu empfehlen ist.

Geburtsland Galiläa. Indessen verweilte er nicht lange daselbst, denn zu Jerusalem mußte er seine Sendung erweisen. Diese heilige Stadt der jüdischen Nation war das Centrum der mosaischen Gottesverehrung, von dort aus waren die bedeutendsten Erscheinungen ausgegangen und der Ausspruch des Propheten: Das Wort des Herrn wird ausgehen von Zion und sein Gesetz von Jerusalem! *) wies darauf hin, daß auch die Erscheinung des Messias von Jerusalem ausgehen werde. Darum ging Christus nach der heiligen Stadt, und indem er erkannte, wie wichtig für seine ganze Laufbahn die Art und Weise seines ersten Auftretens in Jerusalem sei, beschloß er hiebei so zu handeln, daß man deutlich erkennen solle, in welchem Sinne er der Messias sei. Ein schändlicher Mißbrauch, ohne Zweifel von den Leviten ihres Interesses willen gehegt und geduldet, gestattete es, daß die Vorhalle des Hauses Jehova's als Marktplatz benützt und durch das Gefeilsch und Gezänk der Krämer und Wechsler entweiht wurde. Der Herr ging mit seinen Jüngern in den Tempel und machte dem Unfug auf die energische Weise ein Ende, wie sie der Evangelist schildert. **) Darüber erbosteten sich die Priester und fragten den Herrn, wodurch er zu solchem Thun berechtigt sei. Da gab er ihnen die erhabene Antwort: Zerbrechet diesen Tempel, und ich will in drei Tagen das Heiligthum wieder herstellen! Der Evangelist berichtet, daß die Jünger erst später diesen Ausspruch verstanden, der wohl darauf

*) Jesajas, Kap. 2, V. 3.

**) Und er fand im Tempel Leute, die da Ochsen und Schafe und Tauben verkauften, und die Wechsler, die dasaßen. Und er machte eine Geißel aus Stricken, und er trieb sie alle aus dem Tempel, auch die Schafe und Ochsen; und er schüttete das Geld der Wechsler auf den Boden und kehrte ihre Tische um. Und zu denen, die da Tauben feil hatten, sprach er: traget dieses von dannen und machet meines Vaters Haus nicht zu einem Kaufhause. Joh. Kap. 2, V. 14—16.

hinzielt, daß Christus darin ein Verdammungsurtheil gegen allen bloß äußerlichen Gottesdienst aussprach und auf sich hinwies, als den Verkündiger der Gottesverehrung im Geiste und in der Wahrheit.

Das kühne Benehmen des Herrn in Jerusalem war wohl geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, und wir dürfen annehmen, daß ihm dasselbe mehrere Anhänger gewonnen, was der Anfang des dritten Kapitels vom vierten Evangelium andeutet *). Auf seiner Heimreise nach Galiläa hatte Christus jene Begegnung mit dem samaritanischen Weibe, die besonders geeignet ist, darzuthun, wie sehr er von allen Vorurtheilen seines Volkes entfernt war. Heimgekehrt heilte er den kranken Jüngling von Kapernaum, eine Begebenheit, die von allen vier Evangelien erzählt wird. Es muß angenommen werden, daß des Erlösers Benehmen in Jerusalem und die Heilung des Kranken von Kapernaum ihm viel Volk zugeführt habe, welches ihn zu sehen und seine Worte zu hören begierig war. In der Umgebung des See's Tiberias treffen wir ihn, gefolgt von einer großen, lernbegierigen Menge. In dieser Gegend erfolgte die wunderbare Speisung der Fünftausend, welche bewirkte, daß viele seiner Zuhörer in ihrem Enthusiasmus den Herrn zum König Judäa's ausrufen wollten. Er aber, dieses bemerkend, entwich vor der Menge ins Gebirge, um ihr zu zeigen, daß er jedem politischen Plane durchaus fremde sei. Auffallend ist es, daß das Volk schon am folgenden Tage Zweifel in Beziehung auf die göttliche Sendung des Herrn äußerte **). Auch wurden einige seiner Jünger irre an ihm, als er durch seine Entweichung vor der begeisterten Menge es ab-

*) Wir folgen aus Gründen der historischen und theologischen Kritik, wie hier, so immer dem jehanneischen Evangelium.

**) Was thust du denn für ein Wunderzeichen, auf daß wir sehen, und dir glauben? Was wirkst du? Joh. Kap. 6, V. 30.

gelehnt hatte, irgendwie die politische Messiasrolle zu übernehmen. Von diesem an, erzählt Johannes, sind viele seiner Jünger von ihm abgetreten und wandelten nicht mehr mit ihm. Bemerkenswerth ist auch, daß seine leiblichen Brüder sein Wollen durchaus nicht begriffen und nicht an ihn glaubten *). Der Abfall der Erstern mußte den Herrn besonders tief schmerzen, denn er sprach zu den Zwölfen: Wollet auch ihr hinweggehen? ist aber leicht daraus zu erklären, daß diese Leute eben einen politischen Befreier in Christus erwarteten, und sich getäuscht von ihm wandten, als er am See Tiberias so bestimmt angedeutet hatte, er werde einer solchen Erwartung nicht entsprechen. Einerseits mußte nun dieser Abfall vieler seiner Jünger den Herrn darauf aufmerksam machen, daß er sich durch die beharrliche Ablehnung der Messiasrolle im Sinne seines Volkes mit diesem in den offensten Zwiespalt und dadurch nicht geringen Gefahren ausseze, andererseits aber gewährte ihm dieses Entferntbleiben von aller Politik den Vortheil, daß er noch längere Zeit sein Lehreramts ausüben konnte, ohne dem damaligen Machthaber im Lande, dem ebenso „argwöhnischen als grausamen“ Herodes Antipas, als gefährlich zu erscheinen.

Der vierte Evangelist führt uns den Herrn oftmals in Jerusalem unter mancherlei Umständen vor. Alle diese Umstände lassen sich aber dahin zusammenfassen, daß Christus sich stets darstellte als Sohn des ewigen Vaters, als einen himmlischen Gesandten, der gekommen sei, ein Reich der Wahrheit zu gründen, die Ansprüche, welche die Juden an ihn, als einen politischen Messias, machten, stets konsequent zurückweisend. Offen spricht er es mehrmals aus, daß er an eine Befreiung seines Volkes nur im geistigen Sinne denke, besonders in folgenden Worten: Wenn ihr bei meiner Lehre bleiben

*) Joh. R. 7, V. 3—5.

werdet, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger. Und ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen *). Bei dieser Grundidee seines Willens und Wirkens blieb er beharrlich stehen, und achtete nicht darauf, wenn seine Landsleute ihm nur die Wahl ließen, sich als Messias dadurch zu bewähren, daß er ihre politische Unabhängigkeit herstellte, oder für einen falschen Propheten, nicht für den verheißenen Erretter und Erlöser, gehalten zu werden. Hielt er sich aber sorgfältig von aller Politik fern, so trat er doch sehr energisch und mit unermüdlichem Eifer gegen die mannigfachen Mißbräuche auf, welche eine verdorbene Priesterkaste in religiöser Beziehung ausübte. Dieses gehörte zu seinem Amte. Um seinen reinen Religionsbegriffen Eingang zu verschaffen, mußte er nothwendig den ekeln Wust aus dem Heiligthume schaffen, womit Leviten und Phariseer dasselbe angefüllt und umspinnen hatten. Er erkannte diese Nothwendigkeit in ihrem ganzen Umfange, und suchte den Forderungen derselben jederzeit in ihrem vollsten Maße zu genügen. Es konnte nicht fehlen, daß diese seine Bestrebungen unter den Phariseern, Schriftgelehrten und Priestern überhaupt den ingrimmigsten Haß gegen Christus hervorrufen mußten. Daß dieser Haß sich nicht schon früher thatsächlich äußerte, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß Jesus bei der Masse des Volkes wirklich Anhang gefunden durch die unwiderstehliche Macht seines Wortes sowol und durch die achtungsgebietende Tadellosigkeit seines Wandels, als auch durch das Göttliche seiner Thaten. Wenn aber die Priester den Herrn Anfangs auch nicht offen anzugreifen wagten, so wirkten sie doch im Geheimen mit allen Kräften dahin, sein Ansehen zu untergraben, und als derartige Intriquen nicht viel auszurichten im Stande waren, griffen sie

*) Joh Kap. 8, V. 31—32.

zu der Maßregel, Allen den Bann, d. h. die Ausstoßung aus der Gemeinschaft der mosaischen Kirche, anzudrohen, welche fürder in Jesus den Gesalbten des Herrn zu erkennen wagten *). Auch ließen sie seine Schritte sorgfältig bewachen, umgaben ihn mit Spionen und lauerten sehnüchlig auf eine Aeußerung, welche geeignet wäre, eine Anklage nach den mosaischen Gesetzen zu begründen. Christus aber kannte diese Wölfe in Schafsfleibern und vereitelte ihre listigen Nachstellungen.

Da ereignete sich jener große Vorfall in Bethania, welchen Johannes im elften Kapitel seines Evangeliums in so rührender Weise beschreibt. Die Erweckung des Lazarus geschah. „Darum haben Viele aus dem jüdischen Volke, welche zu Maria gekommen waren und gesehen hatten, was Jesus gethan, an ihn geglaubt. Einige aber aus ihnen sind zu den Pharisäern hingegangen, und haben ihnen gesagt, was Jesus gethan. Da versammelten die Hohenpriester und Pharisäer einen Rath und sprachen: Was sollen wir beginnen? denn dieser Mann thut viele Wunder. Wenn wir ihn also gehen lassen, so werden Alle an ihn glauben; und dann werden die Römer kommen, und dieses unser Land und Volk vertilgen. Aber einer aus ihnen, Kaiphas, der desselbigen Jahres oberster Priester war, sprach zu ihnen: Ihr wisset Nichts und bedenket auch nicht, daß es uns besser sei, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk umkomme **).“ Mit diesen Worten erzählt der Evangelist, wie auf die Kunde von der Erweckung des Lazarus hin der hohe Rath (das Synedrium) zu Jerusalem sich versammelt habe, um sich über Jesus und über die

*) Denn die Juden hatten schon einen Vertrag gemacht, daß, so Jemand bekannte, er sei Christus, derselbige von der Versammlung ausgestoßen werden sollte. Joh. Kap. 9, V. 22.

**) Joh. Kap. 11, V. 45—50.

gegen ihn zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Es wurde hier die Befürchtung laut, daß, wenn der fernern Laufbahn des Herrn kein Hinderniß in den Weg gelegt würde, sich das Volk um ihn schaaren und endlich einen Aufstand gegen die das Land beherrschenden Römer erregen werde, um Jesus als Herrscher auszurufen. Dieser Kampf aber mußte in Betracht der ungeheuern Uebermacht der Römer die Vernichtung Judäa's zur Folge haben. Deshalb sollten Maßregeln gegen Christus ergriffen werden, allein man konnte sich lange nicht darüber vereinigen, auf welche Weise dieselben eingeleitet werden sollten, bis endlich der entschiedene Kaiphas mit der Ansicht hervortrat, man müsse den Propheten opfern, denn es sei besser, ein Mann sterbe, als ein ganzes Volk. Daß bei diesem Votum nicht allein die Sorge für das Wohl der Nation, sondern mehr noch die Besorgniß für das Wohl der Priesterschaft ins Spiel kam, bedarf keiner Andeutung. Nach Kaiphas Vorschlag wurde der Tod Jesus beschlossen, und man traf Maßregeln, ihn ergreifen zu lassen. Das Synedrium scheint hierauf viele Sorgfalt verwandt zu haben, denn der Evangelist berichtet ausdrücklich, es habe sich täglich in dieser Sache berathschlagt und Leute ausgesandt, den Aufenthaltsort des Herrn auszumitteln *).

Die Katastrophe vom Leben des Erlösers nähert sich nun mit raschen Schritten. Er hatte die Beschlüsse des Synedrums erfahren, und hielt sich, um den Folgen derselben zu entgehen, einige Zeit lang an einsamen Orten, vorzüglich in dem abgelegenen Städtchen Ephraim auf **). Hätte er nur für sich,

*) Aber die Hohenpriester und Pharisäer hatten ein Gebot ausgehen lassen, daß, so Jemand wüßte, wo er wäre, er es anzeigte, auf daß sie ihn greifen könnten. Joh. Kap. 11, V. 57.

**) Darum wandelte Jesus nicht mehr frei und offen unter den Juden, sondern ist von dannen hinweg gezogen in die Gegend, nahe bei der

für persönliche Interessen wirken wollen, so hätte er in der gefährlichen Lage, in welcher er sich jetzt befand, zwei Auswege erwählen können. Entweder konnte er seine Aufgabe fallen lassen, sich von seinem Amte zurückziehen und dadurch jeden Grund einer Verfolgung aufheben, oder aber, er konnte seine bisherige Handlungsweise aufgeben, seine Anhänger zu seinem Schutze aufrufen und Gewalt mit Gewalt vertreiben. Letzteres wäre durchaus keine Unmöglichkeit gewesen, denn wenn wir die Evangelien aufmerksam durchgehen, so werden wir auf sehr viele Stellen stoßen, aus denen wir sehen können, daß die Herzen des Volkes warm für den reinen, milden Propheten schlugen, der so tröstend und heilend in seiner Mitte wandelte. Allein Christus vergaß auch in diesem Momente nicht, was ihm zu thun gebühre. Er wußte, welches Ende ihm die Feindseligkeit seiner Feinde bereite, aber er wußte zu sterben für seine Lehre. Fernab lagen ihm alle persönlichen Interessen, er gab sein Leben hin, um die Wahrheit desselben, die Göttlichkeit seiner Sendung mit seinem Tode zu besiegeln.

Das Passahfest *), eines der jüdischen Hauptfeste, nahte heran. Die ganze Bevölkerung des Landes und Gläubige von fern und nah strömten zur Festesfeier in Jerusalem zusammen. Das Volk, von den feindseligen Entwürfen des Synedriums gegen Jesus unterrichtet, harrte in gespannter Erwartung, ob der Herr beim Feste zu erscheinen wagen werde. Er machte sich wirklich nach der Hauptstadt auf. Zuvor aber besuchte er noch die Familie des Lazarus in Bethanien, die ihm in so inniger Liebe ergeben

Wüste, in eine Stadt, die Ephraim heißt; und daselbst hielt er sich mit seinen Jüngern auf. Joh. 8. 11, V. 54.

*) Passah oder Paschah ist das jüdische Osterfest. Das Wort bedeutet im Hebräischen „Vorübergang“, und das Fest wurde gestiftet zum Andenken an den Vorübergang des Würgengels an den Kindern Israels, und zum Gedächtniß des Auszugs aus Aegypten.

war. Es scheint, er habe vor den Stürmen, die zu Jerusalem seiner warteten, noch einige Stunden im Kreise traulicher Freundschaft ausruhen wollen. Rührend ist die Szene, wo er seinen Leib durch Maria, die Schwester des Lazarus, gleichsam zum Begräbniß einsalben läßt. Unsere obige Behauptung, daß viele Herzen im Volke für Christus geschlagen, rechtfertigt sich vollkommen durch das zwölfte Kapitel des vierten Evangeliums, in welchem der Evangelist erzählt, daß viel Volk nach Bethanien gekommen sei, um den Herrn zu sehen und zu hören. Von Bethanien brach er auf gen Jerusalem. „Des folgenden Tages, als viel Volk, das auf das Fest gekommen war, gehört hatte, daß Jesus gen Jerusalem käme, haben sie Palmzweige genommen, und sind ihm entgegen hinausgegangen und haben gerufen: Hosianna! gepriesen sei der König Israels, der da kommt im Namen des Herrn!“ *) Aber Christus that, wenn er auch die Ehrenbezeugungen des Volkes nicht zurückwies, doch nicht das Geringste, den Enthusiasmus der Menge zu benützen, um seinem Schicksal einen glücklichen Umschwung zu geben. Er beachtete die hohlen Ehrenbezeugungen kaum, die man ihm zu Theil werden ließ, und da seine Gegner nicht wagten, sich sogleich nach seinem Einzug in Jerusalem seiner zu bemächtigen, so wandte er alle seine Zeit noch darauf, seine Jünger auf das Kommende vorzubereiten, sie im Glauben zu stärken, und sie im treuen Festhalten an seiner Lehre, deren Verbreitung von ihrer Wirksamkeit abhängen sollte, zu befestigen. Man sieht deutlich, daß auch die Apostel sich durchaus noch nicht von der jüdischen Nationalansicht vom Messias losreißen konnten, daß sie noch immer hofften, der Herr werde endlich in aller Herrlichkeit und Macht des verheißenen Erretters sich zeigen, und diese Vorstellungen konnte Christus durchaus nicht plötzlich umstürzen, wenn er den Fort-

*) Joh., K. 12, V. 12—13.

gang seines Werkes nicht gefährden wollte. Er mußte es der Zeit anheimstellen, daß diese die Jünger über das wahre Wesen ihres Herrn aufklären und ihnen seine eigentlichen Absichten enthüllen werde. Darum klang seine Rede in den letzten Tagen seines Zusammenseins mit den Zwölfen so geheimnißvoll, durch welches Geheimnißvolle aber der erhebendste Trost hindurchschimmerte. In diesem Sinne sprach er zu seinen Jüngern: Ich hätte euch noch Vieles zu sagen, aber ihr vermöget es noch nicht zu tragen; wenn aber derselbige kommen wird, der Geist der Wahrheit, wird er euch in alle Wahrheit leiten!*) Und wenn der Tröster kommen wird, welchen ich euch von dem Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, wird er von mir zeugen!**). Es ist besser, daß ich hingehge; denn wenn ich nicht hinginge, so würde der Tröster nicht zu euch kommen. Wenn ich aber werde hingegangen sein, will ich ihn zu euch senden***).

Es scheint, daß Christus von verschiedenen Seiten her gewarnt worden sei, sich vor den Nachstellungen seiner Feinde in Acht zu nehmen. Er aber entwich nicht aus Jerusalem. Seine Gegner boten Alles auf, um ihren Streich sicher zu führen, und aus der Behutsamkeit und Sorgfalt, womit sie ihre Maßregeln trafen, geht deutlich hervor, daß sie die Ueberzeugung hegten, der Prophet sei nicht so gar leicht zu stürzen. Darum hielten sie es auch für gut, alles Aufsehen zu vermeiden. Um den Herrn ohne vielen Lärm in ihre Hände zu bekommen, ließen sie sich mit einem der Jünger, mit dem treulosen Judas Ischariot, in Unterhandlungen ein, und dieser, in welchem laut der Evangelien Christus längst den Verräther erkannt hatte,

*) Joh., K. 16, V. 12—13.

**) Ebendasselbst, K. 15, V. 26.

***) Ebendasselbst, K. 16, V. 7.

erbot sich, den nächtlichen Aufenthalt seines Meisters den Schergen des Synedriums zu verrathen. Jesus feierte mit seinen Aposteln vierundzwanzig Stunden vor dem Osterfeste noch ein Liebesmahl, wobei die Zeremonie des Fußwaschens vorkam, welche einen so tiefen Sinn hat. Hierauf ging er aus der Stadt, überschritt den Bach Kidron, und begab sich mit seinen Jüngern in einen Delgarten, um daselbst zu übernachten. „Aber auch Judas, der ihn verrieth, wußte den Ort, denn Jesus hat sich oft daselbst mit seinen Jüngern versammelt. Da nahm Judas die Rotte der Soldaten und die Schergen der Hohenpriester und Pharifäer, und kam an diesen Ort hin, mit Laternen und Fackeln und Waffen. Und obgleich Jesus Alles wußte, was über ihn kommen würde, so ist er doch hinausgegangen, und hat zu ihnen gesprochen: wen suchet ihr? Sie antworteten ihm: Jesus von Nazareth. — Da sprach er zu ihnen: ich bin's! *)“ So überlieferte sich also der Erlöser freiwillig den Boten seiner Feinde. Er wurde vor den Hohenpriester gebracht, von diesem aber nach kurzem Verhör an Pilatus, den römischen Statthalter, ausgeliefert. Die Feinde des Herrn hatten wohl eingesehen, daß ihre Macht nicht ausreichen würde, ihn zu vernichten, und darum den schlaunen Ausweg ergriffen, Christus auf Hochverrath gegen den höchsten Beherrscher des Landes, den Kaiser zu Rom, anzuklagen, dessen Herrscherrechte er dadurch beeinträchtigt hätte, daß er sich für den Erretter Israels für den Messias, d. h. in ihrem Sinne für den politischen Befreier des Landes, ausgegeben, und als solcher sich einen Anhang gewonnen. Daß dem römischen Statthalter die ganze Laufbahn des Herrn durchaus harmlos erschienen sei, daß er in derselben durchaus nichts Verdachterregendes gefunden habe, beweist am deutlichsten seine Frage an die Ankläger Jesu:

*) Joh., K. 18, V. 2—4.

Welche Klage bringet ihr gegen diesen Mann vor? Sie gaben ihm eine so ganz allgemeine Antwort, daß er erklärt, Nichts mit der Sache zu thun haben zu wollen, und die Juden auffordert, den Angeklagten nach ihrem Geseze zu richten. Erst als diese ihm entgegen, sie könnten den Angeklagten nicht richten, weil er ein todeswürdiges Verbrechen begangen, sie aber nicht kompetent seien, die Todesstrafe zu verhängen, erst da wird er aufmerksamer auf die Sache, und schreitet zum Verhör des Angeschuldigten. Dieses gibt ihm den Aufschluß, daß Christus keine politischen Plane hege und den Römern durchaus nicht gefährlich sei. Er scheint der Ansicht gewesen zu sein, Jesus sei ein harmloser Schwärmer, und geglaubt zu haben, eine körperliche Züchtigung werde ihn von seiner Schwärmerei heilen. Darum ließ er ihn geißeln, und glaubte damit Alles abgemacht zu haben. Allein dieß genügte den rachedurstigen Gegnern des Herrn durchaus nicht, obgleich Pilatus den gequälten Propheten blutig und zerfleischt den Juden hatte vorführen lassen, gleichsam um ihnen zu sagen: Es ist genug! „Als aber die Hohenpriester und ihr Anhang ihn gesehen hatten, schrieten sie und sprachen: Kreuzige, kreuzige! Da sprach Pilatus zu ihnen: Nehmet ihr ihn und kreuziget ihn; denn ich finde keine Schuld an ihm. Da antworteten ihm die Juden: Wir haben ein Gesetz und nach diesem Geseze muß er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht. Da nun Pilatus dieses Wort gehört, fürchtete er sich noch mehr. Und er ging wieder in das Richthaus hinein, und sprach zu Jesus: Woher bist du? Aber Jesus antwortete ihm nicht. Da sprach Pilatus zu ihm: Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Gewalt habe, dich zu kreuzigen, und Gewalt habe, dich freizulassen? Da antwortete ihm Jesus: Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben herab gegeben wäre. Auf dieses Wort hin suchte ihn Pilatus freizulassen, allein die Juden schrieten

und sprachen: Wenn du diesen freilässest, so bist du nicht des Kaisers Freund! Denn ein Jeder, der sich zum Könige macht, der widersezt sich dem Kaiser!*)" Diese Worte, in welchen die Pharisäer so schlau ihre eigenen Vorstellungen vom Messias mit der Person des Herrn zu verbinden wußten, entschieden die Sache. Um Alles in der Welt hätte Pilatus nicht als ein lässiger Beamter, als ein treulofer Diener seines Gebieters, des römischen Kaisers, dastehen mögen. Zwar machte Pilatus, der von aller Feindseligkeit gegen Jesus offenbar weit entfernt war, noch einen Versuch, ihn zu retten, allein der rasende Blutdurst der Priester vereitelte seine edelmüthige Absicht. Er sprach widerstrebend das Urtheil, und übergab den Herrn seinen Feinden, auf daß er gekreuzigt werde. „Sie aber nahmen Christus und führten ihn fort. Und er ging hinaus an den Ort, der genannt wird Schädelstätte, welches auf Hebräisch Golgatha heißt. Da kreuzigten sie ihn, und mit ihm zwei Andere zu seinen Seiten, Jesus aber in der Mitte**).“ Der Kreuzestod ward damals besonders Rebellen und Straßenräubern angethan, und man kann sich leicht vorstellen, mit welchen ungeheuern Schmerzen diese Todesart verbunden sein mußte. Man pflegte das Ende der Gekreuzigten dadurch zu beschleunigen, daß man ihnen mit Keulschlägen die Gebeine zerschmetterte. Dieses wurde auch bei den verbrecherischen Todesgefährten des Herrn angewandt, nicht aber bei Jesus, dem einer der Kriegsknechte bloß mit einem Lanzenstoß die Seite öffnete, als er schon ausgelitten. Tiefergreifend ist die Stelle bei Johannes, in welcher er sich selbst, die Mutter des Heilands und Maria Magdalena unter dem Kreuze stehend darstellt. Den Seelenjammer dieser Mutter darzustellen, ist menschlicher Kraft unmöglich, und die

*) Joh., K. 19, V. 6—12.

**) Ebendasselb., K. 19, V. 16—18.

Künstler alter Zeit haben die Größe desselben dadurch anzudeuten gesucht, daß sie Maria darstellten mit sieben Schwertern in der Brust. In wenigen Worten berichtet Johannes die liebevolle Sorgfalt, mit welcher der Herr noch vom Kreuze herab für die sorgte, welche ihn geboren. Dann noch einmal die Gebrechen der menschlichen Natur, welche er auszuziehen im Begriffe war, fühlend, verlangte Christus zu trinken, und als man diesem Wunsche in roher Weise entsprochen hatte, sprach er: es ist vollbracht! und neigte sein Haupt und verschied.

Da aber der Tag, an welchem die Kreuzigung erfolgt war, gerade dem Ostersfeste vorherging, und am Abend dieses Tages das Fest bereits begann, so wurde der Leichnam des Herrn bald vom Kreuze herabgenommen, um noch vor Sonnenuntergang beerdigt zu werden. Die Beerdigung übernahmen zwei angesehene Juden, Joseph von Arimathia und Nikodemus, von denen Johannes erzählt, daß sie heimliche Jünger des Herrn gewesen seien. Der Erstere hatte Pilatus gebeten, Christus beerdigen zu dürfen, was ihm auch von dem Statthalter gestattet worden war. Deshalb hatte Joseph in der Nähe der Schädelstätte in einem Garten eine Grabhöhle bereiten lassen, und in dieser bestattete er ihn mit Beihülfe seines Freundes Nikodemus. Es wird nicht berichtet, daß außer diesen Beiden Jemand bei dem Begräbniß des Herrn zugegen gewesen sei.

In düsterer Trauer verlebten die Anhänger des Herrn das Passahfest. Am Morgen des dritten Tages aber gingen die Frauen, unter ihnen die büßende Magdalena, welche der Heiland so milde gerettet hatte aus dem Schlamm sittlicher Verderbniß, zu der Grabhöhle, um den Leichnam des geliebten Todten nach jüdischem Gebrauch mit Narden und Spezereien zu schmücken, — da fanden sie das Grab leer. Christus war vom Tode erstanden, und mit seiner Auferstehung hat er nicht nur seinem Wandeln auf Erden das Siegel der Göttlichkeit aufgedrückt,

sondern auch, wie ein neuerer Forscher sagt, das Meiste zum schnellen Aufblühen der christlichen Kirche beigetragen, denn diese Auferstehung hauchte den Aposteln eine Freude, einen Muth ein, der keine Gefahr scheute*). Ihr ganzes Wesen wird dadurch geläutert, jetzt erst begreifen sie die Größe ihres Meisters in ihrer ganzen Herrlichkeit, ihre niedrigen Zweifel verschwinden, und mit freudiger Ueberzeugung und unermüdlicher Energie verkünden sie die göttlichen Lehren des Herrn. Christus zeigt sich nach seiner Erstehung vom Tode zu wiederholten Malen, ermutigt, tröstet und stärkt sie, ehe er von der Erde scheidet, zu der Weiterführung seines großen Werkes. Der vierte Evangelist berichtet drei dieser Erscheinungen und schließt sein Evangelium mit den Worten: Jesus hat vor seinen Jüngern noch viele andere Wunder gethan, die nicht in diesem Buche beschrieben sind. Die beschriebenen aber sind aufgezichnet, daß ihr glaubet, daß Jesus sei Christus**), der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben an seinen Namen das ewige Leben habet!

Z w e i t e s K a p i t e l .

Die Evangelien.

Evangelium bedeutet seiner griechischen Abstammung zufolge: gute oder frohe Botschaft. In den Evangelien ist das Leben Jesu enthalten, sie sind die Hauptquelle, die heiligsten Bücher des Christenthums. Dieses verehrt, außer den übrigen Schriften

*) G f ö r e r , Kirchengeschichte, Bd. I. S. 217.

**) Χριστός, der Gesalbte, ist gleichbedeutend mit dem Hebräischen „Messias.“

des neuen Bundes auch die des alten als göttliche Urkunden, und zwar weil der Stifter unserer Religion sie als solche anerkannt hat. Dieses Anerkennen der alttestamentlichen Schriften von christlicher Seite hat auf das Christenthum einen sehr bedeutenden Einfluß geübt, indem dadurch nicht bloß viele priesterliche Ceremonien und Gebräuche des Judenthums, sondern auch sehr viele alttestamentliche Begriffe in die christliche Religion übergegangen sind. Indessen rechtfertigt sich die Aneignung des alten Testaments durch das Christenthum vollkommen durch die Gewißheit, daß das neue seine Basis in demselben hat, welcher Basis es nicht leicht entbehren kann.

Christus selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen, und darum sind die Schriften des neuen Testaments, und unter diesen vorzüglich die Evangelien, die Urkunden, auf welche sich die christliche Religion stützt. Der Evangelien sind vier: das Evangelium des Matthäus, das des Markus, das des Lukas und endlich das des Johannes. Die übrigen Schriften des neuen Bundes sind: die Geschichte der Apostel; die Sendschreiben des großen Apostel Paulus an die Römer, an die Korinther, an die Galater, an die Epheser, an die Philipper, an die Kolosser, an die Thessalonicher, an den Timotheus, an den Titus, an den Philemon, an die Hebräer; ein Sendschreiben des Apostels Jakobus; zwei Sendschreiben des Apostel Petrus; drei Sendschreiben des Apostel Johannes; ein Sendschreiben des Apostel Judas; endlich die Offenbarung (Apokalypse) des Johannes. Die höchst wichtigen Sendschreiben der Apostel sind früher geschrieben, aber später gesammelt worden, als die Evangelien. Diesen wollen wir jetzt eine kurze Betrachtung widmen.

Zuvörderst ist es gewiß, daß die Evangelien nicht unmittelbar nach dem Wandel des Heilands auf Erden ausgezeichnet worden sind. Es bedurfte in der nächsten Zeit nach

Christus durchaus keiner schriftlichen Dokumente über sein Leben und den Inhalt seiner Lehre. Lebten ja doch Augenzeugen seines Wandels und seiner Thaten, welche die Kunde davon mündlich fortzupflanzen im Stande waren. Auch war es damals noch nicht wie heut zu Tage, wo ein bedeutender Mann kaum die Augen geschlossen hat, wenn bereits verschiedene Biographien über ihn in den Buchhandlungen ausgehängt sind. Man wußte damals noch Nichts von den Wundern, welche buchhändlerische Spekulation zu wirken im Stande ist. Sodann bedurften auch die Apostel bei ihren anfänglichen Bestrebungen, die Lehre ihres Meisters auszubreiten, keiner zusammenhängenden Erzählung seiner Lebensschicksale. Es genügten die bedeutendsten Thatfachen derselben, um die nöthigen Beweise zu liefern, daß Christus der Messias sei. Endlich waren die Glieder der ersten Kirche keine Gelehrte, sondern einfache Menschen, die keinen Beruf fühlten, sich als Geschichtschreiber zu versuchen.

Als aber die christliche Gemeinde sich mehr und mehr ausdehnte, als allmählig die meisten der Zeitgenossen des Herrn gestorben waren, da begann man den Mangel schriftlicher Nachrichten über des Heilands Lebenslauf zu fühlen. Indessen ist es wahrscheinlich, daß es vor der gräßlichen Vernichtung Jerusalems durch den Römer Titus keine derartige schriftliche Dokumente, keine Evangelien gegeben, und eben diese Zerstörung der jüdischen Hauptstadt mußte die Abfassung derselben bedeutend erschweren. In Jerusalem nämlich hatte sich die Thätigkeit des Herrn während seines Wirkens auf Erden concentrirt; er hatte sich hier oftmals und bei wichtigen Gelegenheiten aufgehalten; Jerusalem war der Schauplatz seines Leidens, seines Todes, seiner Auferstehung gewesen. Es ist also leicht einzusehen, welcher Nachtheil für die Abfassung der Evangelien aus der schrecklichen Vernichtung dieser Stadt und ihrer Einwohner

hervorgehen mußte. Sie entstanden nicht in Jerusalem, dem Mittelpunkte jüdischer Bildung, sondern in den Provinzen, und man weiß, wie sehr historische Thatfachen im Munde des Volks entstellt werden. Wir haben davon sogar in unserer schreibefeligen Zeit noch Beweise genug. Das Volk vermag nie eine große Persönlichkeit in ihrer Totalität zu begreifen und aufzufassen, sondern liebt es, das Wesen eines außerordentlichen Mannes in Anekdoten zu zersplittern, die, den mannigfachsten Entstellungen ausgesetzt, von Mund zu Mund gehen und oftmals kaum noch den Mann erkennen lassen, welcher ihr Held ist. Dazu kommt noch, daß schon in den ersten Zeiten des Christenthums unter den Anhängern desselben die unseligsten Zänkereien begommen, und daß die verschiedene Auffassung des Lebens Jesu bald zur Parteisache wurde*). Die Nachtheile,

*) Beherzigen wir in Beziehung auf die gegebenen Andeutungen folgende Worte eines großen Forschers, der mehr, als irgend Einer, vom reinsten Geiste des Christenthums durchdrungen war:

„Das Christenthum bekam heilige Schriften, die einestheils aus gelegentlichen Sendschreiben, anderentheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachsen, mit der Zeit zum Richtmaß des Glaubens, bald aber auch zum Panier aller streitenden Parteien gemacht, und auf jede ersinnliche Weise gemißbraucht wurden. Entweder bewies jede Partei daraus, was sie erweisen wollte, oder man scheut sich nicht, sie zu verstümmeln, und im Namen der Apostel falsche Evangelien, Briefe und Offenbarungen †) mit frecher Stirn unterzuschieben. Der fromme Betrug, der in Sachen dieser Art abscheulicher als Meineid ist, weil er ganze Reihen von Geschlechtern und Zeiten ins Unermeßliche hin belügt, war bald keine Sünde mehr, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ein Verdienst. Daher die vielen unterschobenen Schriften der Apostel und Kirchenväter, daher die zahlreichen Erfindungen von Wundern, Martyrern, Schenkungen, Konstitutionen und Dekreten, deren

†) Darunter sind vorzüglich jene Schriften der ersten Jahrhunderte des Christenthums zu verstehen, welche apokryphisch, d. h. untergeschoben genannt werden, und von der Kirche nicht als kanonisch anerkannt wurden.

welche aus diesen unleugbaren Thatsachen für die Abfassung der Evangelien entstehen mußten, sind leicht einzusehen. Sie erstrecken sich aber hauptsächlich, oder vielmehr einzig und allein, auf die drei ersten derselben, welche augenscheinlich aus der Volksgeschichtschreibung hervorgegangen, die angedeuteten Uebelstände derselben nicht zu vermeiden im Stande waren.

Wenden wir uns zu den drei ersten Evangelien, so tritt uns das Evangelium des Lukas als das älteste derselben entgegen. Um das Jahr 80 nach der christlichen Zeitrechnung etwa wandte sich ein vornehmer Römer, Theophilus geheiß, welcher als angehender Christ eine zusammenhängende Erzählung der Schicksale des Stifters seiner neuen Religion wünschte, an einen Freund, der in der Nähe des Schauplazes der Thaten des Erlösers lebte, um von demselben die gewünschten Auf-

Unsicherheit durch alle Jahrhunderte der ältern und mittleren Kirchengeschichte fast bis zur Reformation hinauf, wie ein Dieb in der Nacht fortschleicht. Nachdem einmal das böse Prinzip angenommen war, daß man zum Nutzen der Kirche Untreue begehen, Lügen erfinden, Dichtungen schreiben dürfe, so war der historische Glaube verletzt; Zunge, Feder, Gedächtniß und Einbildungskraft der Menschen hatten ihre Regel und Richtschnur, so daß statt der griechischen und römischen Treue wohl mit mehrerem Rechte die christliche Glaubwürdigkeit genannt werden möchte. Und um so unangenehmer fällt dieses ins Auge, da die Epoche des Christenthums sich einem Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlands und Roms anschließt, hinter welchem sich in der christlichen Aera auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geschichte ganz verliert. Schnell sinkt sie zur Bischofs-, Kirchen- und Mönchschronik herunter, weil man nicht mehr für die Würdigen der Menschheit, nicht mehr für Welt und Staat, sondern für die Kirche, oder gar für Orden, Kloster und Sekte schrieb, und, da man sich an's Predigen gewöhnt hatte, und das Volk dem Bischof Alles glauben mußte, man auch schreibend die ganze Welt für ein glaubendes Volk, für eine christliche Heerde ansah." J. G. Herder, Ideen zur Gesch. d. Menschheit, 4. Theil. S. 59.

schlüsse zu erhalten. Dieser Freund entsprach der an ihn ergangenen Aufforderung, und verfaßte zwei Schriften, in deren einer er die Geschichte Jesu, in der andern die Geschichte der Apostel darstellte. Wir besitzen die erstere unter dem Titel: Evangelium des Lukas, die zweite unter dem Titel: Apostelgeschichte. Als Hilfsquellen dienten ihm mündliche Ueberlieferungen sowol, als auch einzelne schriftliche Nachrichten über die Geschichte Jesu. Bei Abfassung der Apostelgeschichte waren ihm besonders zwei, bereits schriftlich vorhandene Dokumente nützlich, nämlich die Rede des ersten Märtyrers Stephanus (Apostelg. 7, 2—53) und die Erzählung von den Thaten des Heidenapostels Paulus (Apostelgesch. v. Kap. 13 bis zu Ende). Mit solchen Hilfsmitteln ausgestattet, ging der Freund des Theophilus an sein Werk*). Das zuletzt erwähnte, höchst wichtige Bruchstück aus der Apostelgeschichte hat aller Wahrscheinlichkeit nach zu seinem Verfasser einen Arzt, Namens Lukas, welchen Paulus an verschiedenen Stellen seiner Sendschreiben als seinen Gehülfen und Mitarbeiter bezeichnet**). Die Ueberlieferung von diesem Umstand erhielt sich unter den Mitgliedern des Christenthums, und gestaltete sich, wie es bei derar-

*) Da sich Viele unterfangen haben, eine ordentliche Erzählung der Dinge abzufassen, von denen wir unter uns aufs Gewisseste versichert sind, wie uns Diejenigen benachrichtigen, die von Anfang an die Dinge selbst gesehen und Diener des Wortes gewesen sind: so habe auch ich es für gut angesehen, nachdem ich Alles von Anfang an genau erkundet, dir es ordentlich zu beschreiben, vortrefflichster Theophilus, damit du die sichere Gewißheit der Dinge erkennest, über welche du mündlich berichtet worden bist. Luk., Kap. 4, V. 11.

**) Markus, Aristarchus, Demas, Lukas, meine Mitarbeiter. Paulus an Philemon, V. 11.

Lukas ist allein bei mir. Paulus an Timotheus, R. 4, V. 11.

Guch grüßet Lukas, der Arzt, der geliebte. Paulus an d. Kolosser, R. 4, V. 14.

tigen Traditionen so leicht zu geschehen pflegt, bald zu der bestimmten Ansicht, der genannte Lukas sei der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte. Die ältesten Kirchenväter hielten diese Ansicht fest, obgleich es nach dem oben Gesagten klar einzusehen ist, daß hier ein großer Irrthum obwaltet.

Das dritte Evangelium war in den Besitz des Theophilus gekommen, und wurde lange Zeit hindurch nicht allgemein unter Christen verbreitet. Da aber im Verlauf der Zeit die christlichen Gemeinden immer mehr und mehr das Bedürfnis schriftlicher Urkunden ihrer Religion und insbesondere einer zusammenhängenden Erzählung von den Schicksalen des Erlösers fühlten, so entschloß sich ein anderer Anhänger der christlichen Lehre, und zwar, wie es scheint, längere Zeit nach Abfassung des Lukaischen Evangeliums, zur Bearbeitung eines zweiten. Dieses ist das Evangelium, welches im neuen Testamente als das erste steht; sein Verfasser ist aber ebenfalls unbekannt. Da es aber, obgleich das dritte älter ist, früher als dieses unter den Christen in Umlauf kam, so wurde ihm der Ruhm des höchsten Alters beigelegt, und da es eben um dieses weit hinaufreichenden Alters willen einen geheiligten Ursprung zu beweisen schien, so schrieb man es einem der Apostel selbst zu, und zwar dem Matthäus, dessen Berufung durch den Herrn dieses Evangelium selbst erzählt. Daß der Verfasser des ersten Evangeliums die nämlichen Quellen, wie der des dritten benützt habe, ergibt sich deutlich daraus, daß das erste Evangelium mit dem dritten oft wörtlich übereinstimmt, daß es aber spätern Ursprungs als das letztere sei, ersieht man aus der Einmischung mehrerer trüben Sagen, die sich im Laufe der Zeit in die christlichen Ueberlieferungen eingeschlichen hatten. Aus dem bereits angegebenen Grunde aber wurde das erste Evangelium früher, als das dritte, öffentliches Gut der christlichen Gemeinden.

Nun ging aber auch das dritte Evangelium aus dem Privatbesitz in den öffentlichen über, und es zeigten sich zwischen den beiden Evangelien mehrere, nicht unwichtige Abweichungen. Dieser Uebelstand wurde erkannt, und zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christus übernahm es ein eifriger Christ, nach den zwei vorhandenen Evangelien ein drittes zu bearbeiten, welches die wichtigsten Erzählungen derselben enthalten sollte. Auch scheint er bei seiner Arbeit einige andere schriftlich vorhandene Dokumente benützt zu haben. Indessen gehört ihm nur sehr Weniges eigenthümlich zu. Dieses Evangelium, das dritte, wird dem Markus, dem vertrauten Gehülfen des Apostel Petrus, zugeschrieben.

Man hat die drei ersten Evangelien „Sagenevangelien“ genannt, indem der Mangel einer urkundlichen Geschichtschreibung in ihnen durchgehends fühlbar wird. Es ist leicht zu erkennen, daß bei ihrer Abfassung allzuviel auf die Volkssansichten über den Erlöser Rücksicht genommen wurde, welche sich allmählig gebildet hatten, und daß in diesen Ueberlieferungen viel Trübes und Verworrenes mitunterlaufen mußte, ist klar. Auch muß man bedenken, daß zu einer richtigen, genauen und kritischen Geschichtschreibung ein viel höherer Grad von Bildung erforderlich ist, als ihn die Verfasser der drei ersten Evangelien bewähren. Sodann ließ die warme Begeisterung, mit welcher diese Evangelien abgefaßt wurden, keine kalte Ueberlegung, keine nüchterne Betrachtungsweise zu. Endlich hatten die Verfasser derselben das wahre Wesen Jesu durchaus nicht begriffen, und waren zu sehr noch in den jüdischen Ansichten über die Persönlichkeit des Messias bestrickt, um denselben in seiner geistigen Bedeutung aufzufassen. Uebrigens darf andererseits auch nicht übersehen werden, daß für die schnellere Ausbreitung des Christenthums gerade eine solche Darstellung der Geschichte Jesu, wie wir sie in den drei ersten Evangelien treffen, wesentlich vortheilhaft war.

Das vierte Evangelium unterscheidet sich von den besprochenen auf die vortheilhafteste Weise. Hier ist keine lose zusammenhängende Aneinanderreihung von Szenen und Vorfällen, wie in den drei ersten Evangelien, hier ist vielmehr ein gegliedertes Ganzes, wohlbedächtig geordnet und von einer Grundidee durchgeistigt und geleitet. Die ältesten Zeugnisse, die der ältesten der Kirchenväter, stimmen darüber überein, daß das vierte Evangelium geschrieben worden sei von Johannes, dem Lieblingsapostel des Herrn, und das Ganze sowol, als zahlreiche einzelne Stellen desselben weisen darauf hin, daß der Verfasser als Augenzeuge berichtet. Wie wichtig dieses auch ist, so ist doch der Umstand noch wichtiger, daß Johannes der einzige Evangelist ist, welcher die Persönlichkeit Jesu, die erhabene Idee, von welcher der Erlöser auf seiner ganzen Laufbahn geleitet wurde, zu erfassen verstand. Darum stellt ihn Johannes dar als geistigen Messias und Mittler zwischen Gott und den Menschen, und indem er die wahre Bedeutung der Sendung seines Meisters zu würdigen wußte, verbannte er die trüben Volksansichten aus seinem Evangelium, welche in den drei übrigen eine so große Rolle spielen. Wir können ihm dafür nicht genug Dank wissen, und Alles vereinigt sich, das vierte Evangelium für das glaubwürdigste, in ächt christlichem Sinne abgefaßt, anzunehmen. Johannes, wird bezeugt, habe sein Evangelium als ein Greis von achtzig bis neunzig Jahren in der Stadt Ephesus in Kleinasien abgefaßt. Aus ersterem Umstande erklärt sich, was man etwa an seiner Arbeit tadeln könnte, aus dem zweiten die eigenthümliche Färbung seiner Darstellung. Es ist nämlich leicht begreiflich, daß ein Greis von so hohem Alter seine Gedächtniskraft nicht mehr ungeschwächt besitze, und damit entschuldigen sich etwaige Verstöße auch bei größter Wahrheitsliebe vollkommen. Johannes führt ungemein viele Reden Jesu wörtlich an; ist es aber möglich,

daß man einen mündlichen Vortrag fünfzig bis sechzig Jahre hindurch im Gedächniß behalte? Gewiß nicht; allein die wörtlich genaue Wiedergabe der Reden Jesu ist auch durchaus nicht nöthig, und wir dürfen den vierten Evangelisten, mehr als irgend einem, zutrauen, daß er wenigstens den Sinn der Reden des Herrn treu wiedergegeben habe. In Beziehung auf das eigenthümliche Kolorit des vierten Evangeliums ist zu bemerken, daß Ephesus, wo es abgefaßt wurde, längere Zeit hindurch der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Juden und den Anhängern der neuen Kirche war. Diese Kämpfe haben insofern einen bedeutenden Einfluß auf den Evangelisten geübt, daß er sich bestrebt, seine Darstellung so zu halten, daß vermöge derselben alle Einwürfe der jüdischen Gegner des Christenthums in ihrer Blöße und Nichtigkeit gezeigt würden.

Es darf nicht übergangen werden, daß die Evangelien in den ersten Jahrhunderten des Christenthums durchaus nicht für unfehlbare, untrüglige Bücher gehalten wurden. So schreibt z. B. in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts der heilige Ignatius an die Philadelphier: Gewisse Leute, die mit dem Christenthum gar wohl bekannt sind, haben geäußert, sie glaubten nicht an das Evangelium, außer wenn die Aussagen desselben durch archivalische Urkunden bestätigt würden." Man sieht also, daß die Zweifel an der buchstäblichen Wahrheit verschiedener Stellen der Evangelien schon sehr alten Ursprungs sind, und durchaus nicht bloß der verrufenen Zweifelsucht unserer Zeiten entsprossen sind. Diese Zweifel an der völligen Genauigkeit der Evangelien vermögen aber in unsern Tagen den wahren Wesen des Christenthums ebenso wenig zu schaden, als sie im Alterthume dem schnellen Gedeihen unserer Religion in den Weg zu treten vermochten. Der christliche Glaube, sagt Gförer treffend, beruhte von jeher auf einer Grundlage, die mit Beweismitteln und Pergament wenig zu thun hat; seine stärkste

und erste Stütze war zu allen Zeiten, wie jetzt, die tiefste und innigste Ueberzeugung von seiner Wahrheit.

Man hat außer den Evangelien und den gelegentlichen Nachrichten in den Briefen des Apostel Paulus auch noch zu verschiedenen Zeiten andere Quellen der Geschichte Jesu annehmen wollen. Diese Quellen sind aber entweder völlig unächt, oder die darin gegebenen Berichte von sehr geringer Bedeutung. Am meisten Werth hat noch folgende Stelle in den jüdischen Alterthümern des Flavius Josephus*): „Es trat um diese Zeit ein Mann auf, Namens Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn je einen Menschen nennen darf, denn er war Thäter wunderbarer Werke und Lehrer der Menschen, welche die Wahrheit gerne annehmen, und viele Juden und viele Griechen auch gewann er, und obgleich Pilatus ihn auf die Anklage der ersten Männer unserer Nation durchs Kreuz hinrichten ließ, wandten sich doch seine Anhänger nicht von ihm ab; denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebend, gemäß den Prophezeiungen der alten Propheten, welche dieses und tausend andere Dinge über ihn geweissagt hatten. Bis auf diesen Tag dauert die Sekte der Christen fort, welche

*) Dieser Flavius Josephus, ein gelehrter Jude (60 n. Chr.) schrieb als Augenzeuge eine Geschichte des jüdischen Kriegs (in deutscher Uebersetzung zum Volksbuche geworden), eine Selbstbiographie, und jüdische Alterthümer, d. h. Geschichte der Juden von Erschaffung der Welt an bis ins 12. Regierungsjahr des römischen Kaisers Nero. Aus dieser Schrift ist die oben angeführte Stelle (18. Buch, 3. 3.), die von großer Wichtigkeit sein würde, wenn ihre Richtigkeit nicht ganz oder wenigstens theilweise zweifelhaft wäre.

diesen ihren Namen von ihm erhielten.“ Griechen und Römer, welche im zweiten Jahrhundert historische Werke schrieben, sprechen kaum über die Sache. Im dritten Jahrhundert kam in den christlichen Gemeinden eine Schrift in Umlauf, nämlich ein angeblicher Briefwechsel des Herrn mit dem Toparchen in Odesa, welcher aber als unächt erwiesen ist. Der apokryphischen Evangelien haben wir bereits Erwähnung gethan.

D r i t t e s K a p i t e l .

Abriß der Geschichte des Christenthums.

Es ist leider nur zu gewiß, daß sich das Christenthum von Anfang an nicht rein zu erhalten mußte von den Einflüssen jüdischer Vorstellungsweise, jüdischer Sekten. Besonders übte die Sekte der Essäer einen bedeutenden Einfluß auf die Mitglieder der ersten, der apostolischen Kirche, was sich leicht beweisen läßt. Die Christen wandten das Antlitz beim Gebet nach Sonnenaufgang: Dieß hatten die Essäer schon lange gethan. Die Zeremonie der Taufe wurde durch Johannes, den Anhänger des Essäerordens, in das Christenthum herübergezogen. Wie die Essäer strebten auch die ersten Christen nach einer Art Gütergemeinschaft, wie jene, scheuten sie sich vor dem Eidschwur und auch die Ansicht von der Verdienstlichkeit der Ehelosigkeit war ursprünglich eine essäische. Andererseits ist es sodann besonders durch das Zeugniß des Josephus erwiesen, daß die Essäer in enger Verbindung mit den ersten Christen gestanden haben, und diese gegenseitige Wechselwirkung wurde gleichsam eingeleitet durch den Herrn selbst, der gegen den Essäismus nie

feindselig austrat, wenn er gleich von den hemmenden Schranken alles Sektenwesens mit Entschiedenheit sich befreite. Auch in den gesellschaftlichen Einrichtungen der ersten Christen zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung mit denen der Essäer. Nach Christi Hingang nämlich mußte seinen Jüngern das Bedürfniß einer festen Ordnung in ihrer Gesellschaft bald fühlbar werden. Bei Feststellung einer solchen Ordnung nahmen sie sich die des Essäerordens als Muster und Vorbild. Sie erwählten Presbyter, Bischöfe und Diakone, und gehorchten den Anordnungen derselben. Die Presbyter (Älteste) waren Anfangs von den Bischöfen nicht unterschieden, wohl aber die Diakone, welchen vorzüglich die Vertheilung der Almosen aus dem gemeinschaftlichen Vermögen oblag. Dieser Diakone waren Anfangs sieben. Je nach der größern Ausbreitung der Kirche wurden auch ihre Einrichtungen vermehrt und ausgebildet.

Wenn wir die Stelle in dem ersten Sendschreiben des Apostel Paulus an die Korinther in Betracht ziehen, in welcher es heißt: „Darnach ist er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal erschienen, deren die meisten bis jetzt leben, einige aber sind auch entschlafen*),“ so dürfen wir als die Zahl der Anhänger des Erlösers nach seinem Hingange fünfhundert Männer feststellen. Sie wurden in der ersten Zeit von den Juden durchaus nicht beunruhigt, indem die Häupter des Volkes der Meinung sich hingaben, die neue Sekte werde, nachdem sie ihren Meister auf eine schimpfliche Weise verloren, von selbst sich auflösen, und ihre Grundsätze ohne Weiteres aufgeben und vergessen. Sie gaben sich aber in diesem Punkte einer großen Täuschung hin, denn anstatt sich aufzulösen, schlossen sich die Christen immer enger und enger an einander, anstatt den Lehren ihres Herrn zu entsagen, erglüh-ten sie immer feuriger für dieselben, und anstatt zu verstummen,

*) Paulus an d. Korinther, I., K. 15, V. 5.

suchten sie mit unauslöschbarem Eifer die neue Religion auszubreiten. Durch solchen Eifer zeichnete sich insbesondere Stephanus aus, einer der Diakone, ein ebenso verständiger als energischer Mann. Durch seinen unbezähmten Eifer scheinen die Hohenpriester vorzüglich darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, welche Gefahr ihnen von den Anhängern des Gefreuzigten drohe. Darum wurde Stephanus auch das erste Opfer der wiedererwachten Verfolgungswuth der Pharisäer und ihres Anhangs. Er wurde vor dem Synedrium angeklagt, nachdem seine Gegner vergeblich versucht hatten, ihn im Wortstreite zu widerlegen. Falsche Zeugen wurden gewonnen, und sagten gegen Stephanus aus, er habe Moses und das Gesetz gelästert. Stephanus aber hielt jene schöne Rede (Apostelgesch. K. 7), deren Schluß die trefflichen Bemerkungen enthält: „Der Höchste wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, wie der Prophet sagt: Der Himmel ist mein Thron, die Erde ist der Schemel meiner Füße! — Ihr Hartherzigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geiste; wie eure Väter, so auch ihr. Welchen aus der Zahl der Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Ja, diese haben sie getödtet, welche verkündigten die Ankunft dieses Gerechten (Jesu), an welchem ihr nun auch Verräther und Mörder geworden seid!“ — Als sie aber dieses hörten, ergrimten sie in ihrem Herzen, und knirschten mit den Zähnen über ihn, und nachdem sie ihn zur Stadt hinausgestoßen, steinigten sie ihn. Er war der erste der begeisterten Männer, welche ihre Anhänglichkeit an die christliche Lehre mit einem blutigen Tode bezeugten, und die man deshalb Blutzeugen nannte. Die wieder erwachte Verfolgungssucht richtete sich aber nicht auf einen einzelnen Mann, sondern auf die christliche Gemeinde zu Jerusalem überhaupt. Deffentlich und im Geheimen wurde das sprossende Christenthum zu unterdrücken gesucht, und so kam es, daß die Mehrzahl der Christen aus Jerusalem zu entfliehen ge-

nöthigt waren. Sie gingen nach Phönizien, Samarien, Antiochia, Damaskus, Cypern, und predigten und verbreiteten auch dort das Wort des Herrn und gewannen ihm Anhänger. Die eigentlichen Apostel aber blieben in Jerusalem, dem Sitz der Mutterkirche zurück, indem sie im Verborgenen ihr großes Werk förderten. Wir sehen daraus, daß der Opfertod des Stephanus und die daran geknüpften Verfolgungen gegen seine Mitbrüder eher einen heilsamen, als unglücklichen, Erfolg hatten. Auch ein anderes, höchst wichtiges, Ereigniß entsprang daraus, nämlich die Bekehrung des Saulus, der eine der Hauptstützen des neuen Glaubens werden sollte.

Dieser merkwürdige Mann tritt uns bei der Steinigung des Stephanus als Theilnehmer an dieser That des Fanatismus entgegen. Er war der Sohn eines Juden aus Tarsus, und sein Vater hatte ihn zum Schriftgelehrten (Rabbinen) bestimmt. Um sich zu dieser Laufbahn vorzubereiten, war er schon in früher Jugend nach Jerusalem gekommen. Er war ein feuriger, den Grundsätzen, die er in der Schule der Pharisäer eingefogen hatte, leidenschaftlich ergebener Jüngling. Daraus erklärt sich sein grimmiger Haß gegen die Christen. Saulus verwüstete (nach dem Tode des Stephanus) die Gemeinde, ging hin und her in die Häuser, riß beides, Männer und Weiber, hervor und überlieferte sie dem Gefängniß, erzählt die Apostelgeschichte. Ja, er begnügte sich nicht damit, die Christen zu Jerusalem aufzusuchen und zu verfolgen, sondern bereitete sich, seine Verfolgungswuth auch an andere Orte hinzutragen. Als er daher erfahren hatte, daß sich zu Damaskus eine christliche Gemeinde zu konstituiren angefangen, machte er sich, mit Vollmachten vom hohen Rathe versehen, sogleich nach dieser Stadt auf. „Indem er aber reisete, begab es sich, daß er der Stadt nahte; und plötzlich umglänzte ihn ein Licht vom Himmel. Und als er auf die Erde gefallen, hörte er eine Stimme, die zu

ihm sprach: Saul, Saul, was verfolgst du mich?*)“ Diese Worte, welche seine Begleiter nicht hörten, erfüllten die Brust des jungen Christenverfolgers mit Entsetzen. Auf mehrere Tage von dem plötzlichen Glanz geblendet, ward er nach Damaskus gebracht, und in wenigen Tagen war daselbst eine völlige Umwandlung mit ihm vorgegangen. Er empfing die Taufe und trat bald öffentlich, als Verkündiger der Lehre auf, die er so wüthend gehaßt und verfolgt hatte. Aus einem blinden Christushasser war er ein begeisterter Christusjünger geworden. Da ihn aber die Juden als einen Abtrünnigen heftig verfolgten, entwich er aus Damaskus und floh nach Arabien. Doch kehrte er nach einiger Zeit wieder in die genannte Stadt zurück. Im dritten Jahre kam er auf einige Zeit nach Jerusalem, hielt sich aber verborgen. Dann ging er nach Syrien und Kilikien, und von diesen Landen aus unternahm er seine drei höchst erspriesslichen Missionsreisen unter die Heiden, welche die Apostelgeschichte ausführlich beschreibt. Nachdem er diese mühevollen Reisen beendet, ging er nach langjähriger Abwesenheit wieder einmal nach Jerusalem. Es drohten ihm zwar dort die größten Gefahren von Seiten seiner vormaligen Glaubensgenossen und auch die Juden-Christen, d. h. die aus dem Judenthum Uebergetretenen, waren ihm entschieden feindselig gesinnt, weil er mit Entschiedenheit während seiner ganzen Laufbahn als Apostel behauptet hatte, daß die Beobachtung der mosaischen Gesetze und Gebräuche für Christen durchaus nicht nöthig sei**). Aber es scheint, daß Paulus gerade darum sich nach Jerusalem gewagt habe,

*) Apostelgesch. K. 9. V. 3—4.

**) „Du siehst, Bruder, wie viele Tausende der Juden gläubig geworden sind, und alle sind Eiferer für das Gesetz. Sie sind aber deinetwegen be richtet worden, daß du alle Juden, die unter den Heiden sind, von Moses abfallen lehrest, und sagest, sie sollen die Kinder nicht beschneiden, auch nicht nach den Gebräuchen wandeln.“ Apostelgesch. K. 21, V. 20—21.

um seine Mitbrüder über diesen Punkt aufzuklären, ihnen zu zeigen, wie unwesentlich dem wahren Christen die jüdischen Gebräuche seien. Er, der thätigste, wie auch der gebildetste Apostel, hatte das Unpassende, das Christenthum mit Jüdaismen zu versehen, längst eingesehen, und war, trotz mannigfacher Verfolgungen und Vorwürfe, von dieser seiner Ueberzeugung nicht abgegangen. Kaum aber hatte er den Tempel betreten, als das drohende Gewitter sich gegen ihn entlud. Die Juden traten mit wüthenden Anklagen gegen ihn auf, seine christlichen Freunde scheinen ihn nur sehr lau vertheidigt oder sich gar nicht um ihn bekümmert zu haben; er ward aus dem Tempel hinausgeschleppt, und der erbitterte Pöbel hätte ihn sicherlich in Stücke zerrissen, wenn nicht der Kommandant der in Jerusalem liegenden römischen Besatzung ins Mittel getreten und den Apostel den Händen der Rasenden entrisen hätte. Dieser Römer aber hielt ihn für einen jüdischen Rebellen, und wollte ihn geißeln lassen. Allein Paulus berief sich auf das römische Bürgerrecht, welches schon sein Vater erworben, und die Strafe unterblieb. Es verschwor sich aber ein fanatischer Haufe, um Paulus um jeden Preis aus der Welt zu schaffen. Der Kommandant erfuhr den Anschlag und ließ den Apostel, um sein Leben zu retten, mit sicherem Geleite zu dem römischen Statthalter (Prokonsul) Felix nach Cäsarea bringen. Dieser, wie sein Nachfolger Festus, verhörte ihn oftmals, und er wurde lange in Haft gehalten. Er appellirte aber an den Kaiser selbst, und wurde deshalb nach Rom gesandt. Diese Reise wird in der Apostelgeschichte ausführlich erzählt (Kap. 27 — 28). In Rom angekommen, wurde er in seiner Wohnung gefangen gehalten, aber nicht strenge bewacht und gehalten, wie die Apostelgeschichte berichtet: „Paulus blieb zwei ganze Jahre in einem eigens gemietheten Hause, und nahm Alle auf, die zu ihm kamen, predigte das Reich Gottes, und lehrte von dem Herrn mit aller Freimüthigkeit und ungehindert.“ Sein Ausgang ist nicht urkundlich nachzuweisen, doch ist es mehr

als wahrscheinlich, daß er kurze Zeit nachher, als unter dem Kaiser Nero eine Christenverfolgung ausbrach, in dieselbe hineingezogen und hingerichtet wurde.

Die Wirksamkeit des Mannes, über dessen Lebenslauf wir so eben berichtet, war für das Christenthum außerordentlich wichtig. Er vereinigte mit einer gelehrten Bildung die hellste Einsicht in das Wesen der Religion, welcher er sich geweiht, und eine begeisterte Energie, die ihn von keiner Gefahr zurückbeben, keinen Schritt von seinem Pfade abweichen ließ. Er allein unter den Jüngern des Herrn war der Erkenntniß fähig, daß das mosaische Gesetz für das Christenthum keine Geltung mehr besitze, und er allein wagte es, diese Wahrheit offen und ungescheut auszusprechen. Unberechenbaren Segen haben seine Sendschreiben ausgestreut, und wenn er auch mit seinen Ansichten bei seinen Lebzeiten nicht vollkommen durchdrang, so wurden sie doch, besonders in Beziehung auf das mosaische Gesetz, später als allgemein gültig angenommen, obgleich dabei leider den Juden-Christen nicht unbedeutende Zugeständnisse eingeräumt wurden.

Die übrigen Apostel betreffend, können und brauchen wir nicht so ausführlich zu sein. Es ist uns über die Apostel, außer Paulus, nur sehr Weniges urkundlich überliefert worden, und diese spärlichen Ueberlieferungen sind zudem noch durch spätere hinzugekommene Sagen und Entstellungen sehr getrübt. Petrus soll nach Rom gekommen sein, und daselbst eine christliche Gemeinde gegründet haben, deren erster Bischof er geworden sei. Diese Kunde ist hauptsächlich darum verdächtig, weil sie von Leuten her stammt, welche die gewichtigsten Gründe hatten, der Gemeinde zu Rom einen erlauchten Gründer zu geben, und als ersten Bischof derselben einen so großen Apostel, wie Petrus war, aufzustellen. Die apostolische Thätigkeit, welcher dieser Schüler des Herrn entfaltete, wandte sich vorzüglich auf seine Landsleute. Noch weniger als über Petrus, können wir über die übrigen Apostel sagen. So-

Johannes flüchtete sich nach der Zerstörung Jerusalems nach Kleinasien, lebte lange zu Ephesus, und starb daselbst im höchsten Greisenalter, seine Mitbrüder segnend und sie zur Eintracht ermahnend mit den Worten: Kindlein, liebet einander! Von Philippus berichtet der Kirchenvater Eusebius, daß er seine letzten Lebensjahre in der phrygischen Stadt Hieropolis hingebracht habe. Jakobus, der Ältere, wurde nach der Apostelgeschichte*) unter der Regierung des Herodes Agrippa, eingezogen und hingerichtet. Der jüngere Jakobus, den Paulus in seinem Sendschreiben an die Galater (R. 1, B. 19) einen Bruder des Herrn nennt, lenkte lange Zeit hindurch die christliche Gemeinde zu Jerusalem, bis er, auf die Anklage des Hohenpriesters Ananias hin, ebenfalls hingerichtet wurde. Von Thomas, Andreas und Bartholomäus berichtet eine alte Ueberlieferung, daß der erste in Parthien, der zweite in Skythien, der dritte in Indien die Lehre des Erlösers verbreitet habe; ebenso von Johannes Markus, daß er zu Alexandria in Aegypten eine christliche Gemeinde gegründet. Als sehr thätige Gehülfen und Mitarbeiter des Paulus sind zu nennen: Barnabas, Timotheus, Silas und Lukas.

Die christliche Gemeinschaft, wie sie von den Aposteln und Apostelschülern allmählig eingerichtet und verbreitet wurde, hat man mit dem Namen apostolische Kirche bezeichnet. In den ersten Zeiten war die Einrichtung der Kirche sehr einfach. Alle Christen betrachteten sich als eine große Familie, deren Haupt Christus, der Herr, sei. Die Verfassung der Kirche, von deren Vorstehern wir bereits Erwähnung gethan, war in allen Gemeinden der zu Jerusalem nachgebildet. Bereitwillige, ja freudige Hingabe für die Sache des Herrn, unermüdliche

*) „Um dieselbe Zeit legte der König Herodes Hand an, etliche aus der Gemeinde zu verfolgen. Er tödtete den Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert.“ Apostelgesch. R. 12, B. 1—2.

Geduld in Leiden und Prüfungen, werththätige Brüderlichkeit, Mitleid und Barmherzigkeit gegen alle Hülfbedürftige, das war im Allgemeinen der Charakter der ersten Kirche. Für die Bedürfnisse ärmerer Mitglieder sorgten die Reichen durch freiwillige Gaben, und die verschiedenen Vorsteher bezogen, wenn sie es nöthig hatten, ihren Unterhalt aus den gemeinschaftlichen Beisteuern. Doch kam dieß sehr selten vor. Hervorzuheben ist es insbesondere, daß das Lehramt durchaus nicht als das Privilegium oder die Obliegenheit eines besondern Standes angesehen wurde, sondern wer die Kraft in sich fühlte, zur Erbauung der Gemeinde zu sprechen, der konnte es frei und ungehindert thun*). Damit soll aber nicht etwa gesagt werden, daß in der apostolischen Kirche alle Lehrer gleiches Ansehen genossen hätten. Den Aposteln wird ihr Vorrang nie bestritten, und stets wird die höhere Machtvollkommenheit der Presbyter, Bischöfe u. s. f. anerkannt, woraus denn hervorgeht, daß schon in der Verfassung der apostolischen Kirche der Keim zu einem künftigen Priesterstande gelegen habe. Die Mitglieder der christlichen Gemeinden versammelten sich in den Häusern von Privatleuten, um ihre Andacht zu verrichten. Sie begrüßten sich mit dem Bruderfuß. Dann wurden Abschnitte aus dem alten Testamente gelesen und erklärt, und Vorträge gehalten; Gebet und Gesang wechselten mit einander ab. Zum Schlusse der Andachtsübung wurde, zum Gedächtniß des letzten Abendmahls des Herrn, ein gemeinschaftliches Mahl gehalten. Die Juden-Christen hielten daneben noch den Sabbath und die mosaischen Gebräuche heilig, die Heiden-Christen aber feierten insbesondere den Sonntag, zum Andenken an den Auferstehungstag des Herrn. Strenge Sittlichkeit wurde von Allen gefordert, und der, welcher sich allzuschwer vergangen hatte, aus der Gemeinschaft gestoßen. Zeigte er aber auf-

*) Paulus an d. Korinther, I., R. 14, B. 26—34.

richtige Reue und wirkliche Besserung, so war ihm die Wiederaufnahme in die Gemeinde durchaus nicht verschlossen, was besonders aus dem zweiten Briefe des Paulus an die Korinther, Kap. 2, V. 1—12, erhellt.

Wie groß die Zahl der Mitglieder der apostolischen Kirche gewesen sei, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Die Mehrzahl derselben wurde wohl in Palästina gefunden, dann in dem benachbarten Syrien und dann in Kleinasien. In Griechenland waren, besonders durch Paulus, viele Gemeinden begründet worden, auch in Italien und in Aegypten breitete sich noch in dem apostolischen Zeitalter das Christenthum aus, und man darf annehmen, daß es schon damals in die meisten Provinzen des römischen Reiches eingedrungen sei. Bis jetzt hatte der neue Glaube im Ganzen noch wenige Verfolgungen zu erleiden gehabt. Man hielt ihn für eine Sekte des Judenthums, und da dieses im römischen Reiche geduldet war, so wurde auch das Christenthum geduldet. Die Mutterkirche in Jerusalem bestand ungehindert fort und sandte nach allen Richtungen hin ihre Missionäre aus. Jetzt aber trat ein Ereigniß ein, welches die Umstände der Kirche wesentlich veränderte. Dieß ist die Zerstörung von Jerusalem.

Zwar hatten die Juden ihre Selbstständigkeit schon lange verloren und die römische Oberhoheit anerkennen müssen; allein immer noch war ihnen in gewissem Grade eine politische Existenz geblieben. Längst schon war unter dem Volke die Sehnsucht nach der Wiedererlangung völliger Unabhängigkeit zu einer wahren Leidenschaft geworden, welche noch insbesondere genährt wurde durch den schrecklichen Despotismus, durch die unleidlichen Erpressungen, welche sich die römischen Statthalter in Judäa zu Schulden kommen ließen. Nachdem Jesus Christus jede Aufforderung, als politischer Messias aufzutreten, beharrlich unbeachtet gelassen oder abgewiesen hatte, und als ein Opfer der Rachsucht seiner Feinde gestorben war, kamen lebhafter, als je, die alten Weis-

sagungen unter dem Volke in Umlauf, jene alten Verheißungen der Propheten von einem messianischen Retter und Befreier. Indem die Juden fest auf die Prophezeiungen vertrauten, wurde der Glaube an dieselben zur bestimmtesten Zuversicht, daß jetzt in diesen Tagen der Noth und Bedrängniß der ersohnte Messias erscheinen werde. Wer den zündenden Funken in den bereit liegenden Zunder geworfen, ist nicht völlig ermittelt. Flavius Josephus gibt an, daß eine Partei leidenschaftlicher Zeloten das Volk zur Rebellion gegen die Römer aufgefordert habe, und es ist die Annahme gestattet, daß er unter diesen Zeloten die Phariseer verstanden habe. In den letzten Jahren der Regierung Nero's brach der Aufstand in Judäa aus. Nur Jehova, der Gott ihrer Väter, und sein Gesalbter, der Messias, seien würdig über Israel zu herrschen! Dieß war das Feldgeschrei der empörten Juden, welche Anfangs keine unglücklichen Fortschritte gegen die Römer machten. Sie verzagten eine römische Legion, welche von Antiochien nach Jerusalem marschirt war, aus der Stadt und rieben sie beinahe völlig auf. Dieß war ein glückverheißendes Beginnen, und wenn jetzt ein Mann aufgetreten wäre von großen Eigenschaften, um den die Nation sich hätte schaaren können, der ihre Kräfte concentriren und alle Gewalt in sich hätte vereinigen können, so würde der ganze Aufstand vielleicht kein unglückliches Ende genommen haben. Allein statt eines einzigen großen Mannes traten mehrere kleine auf, deren jeder sich für den Messias hielt und eine Partei um sich versammelte. Auf diese Weise war an keine Einheit unter den Rebellen zu denken, und so war die Revolution schon von Anfang an in sich selbst zerfallen. Nero aber sandte seinen berühmten Feldherrn Vespasianus mit sechzigtausend Kriegern gegen die Empörer. Vom Mittelmeere her überschwebten die ehernen Legionen das unglückliche Judäa. Vespasianus wollte sich zuerst das offene Land unterwerfen, ehe er zur Belagerung von Jerusalem schritt. Er nahm die Städte Jotapata, Tiberias,

Tarichäa, Gamala und Gischala, wobei deren Bewohner meist niedergemacht wurden, die Römer aber ebenfalls viel Mannschaft und Zeit verloren. Ehe aber Vespasianus die jüdische Hauptstadt angreifen konnte, trat eine wichtige Veränderung in dem Leben des Feldherrn ein. Nero hatte einen blutigen Ausgang genommen, seine drei, von verschiedenen Heerhaufen erwählten Nachfolger, Galba, Otho und Vitellius hatten ihre kurze Hoheit mit einem schmachvollen Tode gebüßt, und nun ward Vespasianus, den seine Legionen zum Kaiser ausgerufen hatten, Alleinherrscher des römischen Weltreichs. Er ging nach Rom und ließ seinen Sohn Titus zurück, um den jüdischen Krieg zu Ende zu führen. Titus rückte nun mit seinem Heere vor Jerusalem, in welchem die verschiedenen Sekten und Parteien grimmig gegen einander wütheten. Als nämlich die Reichen und Vornehmen der Nation, die Hohenpriester und Mitglieder des Synedriums, kurz die Aristokraten, das unglückliche Ende des Aufstandes vorauszu- sehen anfangen, da sank ihnen der Muth, und sie begannen für ihre Reichthümer, Ehrenstellen u. s. f. zu zittern. Darum machten sie allerlei Anschläge, die Stadt auf friedliche Weise den Römern zu überliefern, um sich dadurch die Verzeihung der Welteroberger zu erkaufen. Als aber der fanatisirte Haufe hinter diese Schliche kam, da rächte er sich fürchterlich an den Männern, welche das Volk vorzüglich in seinen sanguinischen Hoffnungen auf das Kommen des messianischen Reiches bestärkt hatten. Fast alle Hohenpriester und Vornehmen, alle Gemäßigten und zum Frieden Rathenden, wurden niedergemetzelt. Allein dadurch wurde die Eintracht in der unglücklichen Stadt durchaus nicht hergestellt, indem die demokratischen Häupter jetzt unter einander in Hader geriethen. Es war im J. 70 n. Chr. als Titus die Belagerung von Jerusalem begann. In der Stadt befand sich eine ungeheure Menschenmenge, indem die Eröffnung der Belagerung gerade in die Zeit des Osterfestes fiel, zu dessen Feier die Juden von allen

Seiten her nach Jerusalem gekommen waren. Josephus Flavius spricht von beinahe drei Millionen Menschen, und man kann sich denken, daß unter solch' einer Masse in einer belagerten Stadt in Bälde ein schreckliches Uebel, das der Hungersnoth, entstehen mußte. Jerusalem war mit drei Ringmauern umgeben. Titus nahm die beiden ersten ohne großen Zeit- und Menschenverlust. Nicht so aber die dritte, welche mit der zähesten Hartnäckigkeit vertheidigt wurde. Da ließ Titus rings um die Stadt einen Wall aufwerfen, um die Zufuhr von Lebensmitteln völlig zu verhindern, und so die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Diese Maßregel hatte für die Stadt die entschiedensten Folgen. Die Hungersnoth wurde wahrhaft gräßlich, von Stunde zu Stunde verhungerten Tausende und die noch Lebenden wankten umher fahl und gespenstergleich. Dennoch ergaben sie sich nicht, und allem Elend zum Troß hegten sie noch immer die Erwartung, der rettende Messias werde plötzlich erscheinen. Da unternahm Titus den entscheidenden Sturm. Seine Legionen erstürmten die Antoniaburg und zerstörten sie. Dann ward der Tempel angegriffen, in dessen Vorhöfe und Hallen sich die Ueberreste der Juden mit ihren Schätzen geflüchtet hatten. Es ward Feuer an das Hauptthor gelegt, und bald wogte das ganze herrliche Gebäude in einem Flammenstrom. Die Römer stürzten, von Wuth und Blutdurst schäumend, in die heiligen Räume, und ihr Schwert verschonte weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht. Das Blut dampfte in Strömen um den großen Opferaltar Jehova's, und die Vernichtung war allgemein. Unermessliche Beute fiel in die Hände der Sieger, welche hierauf das Gemetzel in den übrigen Quartieren der Stadt vollendeten und ihre bluttriefenden Adler in den brennenden Tempel aufstellten, ihnen nach römischer Sitte opfernd. Die Blätter der Weltgeschichte strotzen von Blut und Brand, aber auf keinem derselben ist ein solches Werk der Vernichtung verzeichnet, wie die Zerstörung Jerusalems. Noch jetzt bezeichnet man die höchsten Gräu-
el

mit der Berufung auf den Untergang der heiligen Stadt der Juden. Ueber eine Million Menschen war während der Belagerung gefallen, eine weit größere Zahl noch war durch Hunger und Pest umgekommen; neun und neunzigtausend Gefangene fielen in die Hände der Römer, welche dieselben theils zu Arbeiten in den Bergwerken oder an öffentlichen Gebäuden, theils zum Fraß der wilden Thiere in den Thiergefechten verwandten. Dieß ist die Zerstörung von Jerusalem, welche, indem sie die Kraft des Judenthums gleichsam durch einen Schlag vernichtete, für das Gedeihen des Christenthums so sehr erspriesslich war.

Von jetzt an sonderten sich Judenthum und Christenthum schärfer von einander ab, als es bisher geschehen war, und man begann besonders in Rom einzusehen, daß es zwei sehr von einander verschiedene Religionen waren. Die Gemeinde, welche sich in der letztgenannten Hauptstadt der Welt gebildet hatte, war nicht nur eine der ältesten und zahlreichsten, sondern auch in Beziehung auf ihre Anwesenheit in Rom eine der bedeutendsten. Daraus erklärt es sich leicht, daß die römische Gemeinde nach dem Falle von Jerusalem bald und unbestritten die Stelle der jerusalemischen einnahm. Rom wurde also der Sitz der Mutterkirche. Es galten daselbst längere Zeit die Ansichten des Apostel Paulus hinsichtlich der Ungültigkeit des mosaischen Gesetzes für die Christen. Allein diese Ansichten verloren leider nach und nach ihre Gültigkeit; die Meinungen der Juden-Christen wurden herrschend; das Christenthum nahm viele jüdischen Ideen in sich auf, z. B. jüdische Askese, Fasten, die Vorstellung von Engeln und Dämonen. Vor allem aber ist wichtig die Uebertragung des mosaischen Priesterthums auf das Christenthum, denn hieraus entwickelte sich die Erscheinung der Hierarchie. Diese zu begründen, hatte man mehrere Schriften in Umlauf gesetzt, welche Aposteln oder Apostelschülern unter-

geschoben, offenbar von Juden=Christen verfaßt worden sind, um ihren Ansichten mehr Gewicht zu geben.

Es war aber dem Christenthum nicht gestattet, sich, unbehindert von äußern Angriffen, fortzubilden und auszubreiten. Zwar hatte es bereits Angriffe genug auszustehen gehabt, allein nie noch war die Staatsgewalt, und dieß war damals einzig und allein die römische, entschieden feindselig gegen die Christen aufgetreten. Jetzt aber sollten die Zeiten schwerer Drangsal über die neue Religion und ihre Befenner ausbrechen, mit einem Worte, die Christenverfolgungen begannen. Man zählt im Ganzen zehn solcher Verfolgungen. Als die erste bezeichnet man das Wüthen des Kaisers Nero, seit dem Jahre 64 n. Chr., gegen die Christen, denen er den großen Brand in Rom, welchen er selbst entfacht hatte, Schuld gab. Man verfuhr hierbei gräßlich genug, wie man z. B. gefangene Christen in behetzte Säcke steckte und oben anzündete, damit sie, in die Erde gepflanzt, bei den nächtlichen Kampfspielen als Fackeln dienten; indessen ist diese erste Verfolgung doch mehr einer Privatwillkür des Kaisers, als allgemeinem Religionshaß zuzuschreiben. Die zweite Verfolgung, welche im Jahre 95 n. Chr. begann, griff weit mehr um sich. Der grausame Domitian hatte nämlich gehört, daß die Christen dem Stifter ihrer Religion den Königsnamen beilegten, und dadurch irregeleitet, ließ der Kaiser besonders in Kleinasien viele Befenner des Christenthums hinrichten. Die scharfen Maßregeln Trajan's gegen die Christen, welche man die dritte Verfolgung nennt, wurden besonders hervorgerufen durch die abscheulichen Verleumdungen, welche, vornehmlich durch den Haß der Juden erfunden, über sie in Umlauf gekommen waren. Man beschuldigte sie nicht nur, in ihren Versammlungen Menschenfleisch zu genießen *) und die schändlichsten Laster zu üben,

*) Diese Beschuldigung war wahrscheinlicherweise durch mißverständene Aeußerungen über das christliche Abendmahl veranlaßt worden.

sondern auch, den Untergang des römischen Kaiserthrones und den Sturz der römischen Staatsreligion herbeiführen zu wollen. Letztere Beschuldigung wurde durch die Weigerung der Christen unterstützt, vor dem Bildniß des Kaisers Rauchopfer darzubringen, was von jedem guten Unterthan gefordert werden konnte. Deshalb verbot Trajan insbesondere die heimlichen Versammlungen der Christen. Diese litten, nicht so fast durch derartige Verordnungen, als vielmehr durch die blinde Wuth des heidnischen Pöbels um das Jahr 160 n. Chr. in Kleinasien bedeutend, wobei besonders die Hinrichtung des beredten Vertheidigers des christlichen Glaubens, Justinus, und die des frommen Bischofs Polykarpus zu erwähnen ist. Die vierte Verfolgung verhängte der Kaiser Markus Aurelius, dem wir im ersten Bande dieses Werkes in der Reihe der römischen Philosophen begegnet sind, über die christlichen Gemeinden Galliens. Die Christen wurden gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts immer kühner, und traten mit ihrem Glaubensbekenntniß immer offener und rücksichtsloser hervor, indem sich zugleich das Bestreben unter ihnen kundgab, sich zu einem wohlgegliederten Ganzen zu vereinigen, sich als Kirche zu konstituiren, wobei sie natürlich über die herrschende Staatsreligion nicht sehr glimpflich sich äußerten. Aus dieser Opposition gegen verschiedene Staatseinrichtungen erklärt sich die Wuth, womit in der fünften Verfolgung, vom Jahre 192 an, gegen die Christen verfahren wurde. Als dann der Kaiser Septimius Severus im Jahre 202 den Uebertritt zur jüdischen oder christlichen Religion mit den strengsten Strafen belegte, da erreichte die Verfolgung einen Grad, dessen gräßliche Erscheinungen keineswegs bloße Erdichtungen oder Uebertreibungen sind. Allerdings hatten die damaligen Christen Leiden und Martern zu bestehen, von welchen wir uns jetzt kaum noch einen Begriff machen können, und wenn auch Manche, der

körperlichen und geistigen Qual erliegend und bessere Zeiten erwartend, den christlichen Glauben, dem sie sich zugewandt hatten, verleugneten, so bleibt es dennoch wahr, daß die Mehrzahl selbst durch die raffinirteste Grausamkeit nicht zum Abfall gebracht werden konnte, und wir müssen jene großen Männer, jene Märtyrer bestaunen, welche trotz allen scheußlichen Foltern, die ein für seine alten Götter wüthender Pöbel, im Bunde mit den Machthabern, nur immer ersinnen konnte, standhaft ihre heilige Ueberzeugung bewahrten und mit zerrissenen Gliedern und zuckendem Fleische sich Jünger und Anhänger von Christus nannten. Darum ist auch die hohe Verehrung, welche die Kirche diesen Blutzegen gezollt hat, durchaus nicht so unbegründet, als skeptische Frivolität sie oftmals darzustellen versucht hat. Kleine Seelen üben gewöhnlich an Großem ihren Wis, weil sie dasselbe zu erfassen nicht im Stande sind. Nachdem die fünfte Verfolgung verrauscht war, genossen die Christen unter der Regierung der Kaiser Caracalla, Heliogabalus und Alexander Severus mehrere Jahre Ruhe. Der letztere Herrscher begünstigte sie sogar einigermaßen. Im Jahre 235 aber legte ihnen der Kaiser Maximinus wieder mehrere Beschränkungen auf, und obgleich dieselben mehr christliche Priester und einzelne Individuen, als alle Gemeinden trafen, so hat man ihnen doch den Namen der sechsten Verfolgung gegeben. Härter in jeder Beziehung und umfassender ist die siebente, welche der Kaiser Decius im Jahre 249 zugleich mit seiner Regierung begann. Er betrieb diese Verfolgung so allgemein, mit solcher Ausdauer und solch' einer fürchtlichen Grausamkeit, daß man deutlich seine Absicht erkennt, das Christenthum völlig zu vernichten und auszurotten. Dieser Verfolgung erlag die Stärke vieler Christen; zum Glück dauerte sie nicht gar lange und wurde, der schnellen Wechsel in der Besetzung des Kaiserthrones wegen, nicht methodisch genug durchgeführt. Im Jahre 257 brach, unter Ba-

lerian's Regierung, die achte Verfolgung aus, welche jedoch meistentheils nur Geistliche traf. Ebenso wenig hart war die neunte, von Aurelian im Jahre 274 erregte, indem sie durch die Ermordung des Herrschers unterbrochen wurde. Die zehnte und letzte Verfolgung aber, welche im Jahre 303 ausbrach, war vielleicht die grausamste und härteste. Es herrschte damals der Kaiser Diocletian, ein Mann von großen Eigenschaften, dem Galerius als Mitregent zur Seite stand. Der letztere war ein gehässiger Gegner der Christen, und darum bewog er Diocletian, eine allgemeine Verfolgung gegen die Bekenner der neuen Religion ergehen zu lassen. Man beschuldigte sie aufrührerischer Gesinnungen und Brandstiftung in Nicomedia, wo Diocletian seine Residenz aufgeschlagen hatte. Die christlichen Tempel wurden dem Boden gleich gemacht, man verbrannte die heiligen Urkunden der Gemeinden und übte die schauderhaftesten Gräuelp, um die Unglücklichen zum Abfalle zu bewegen. Bis zum Jahre 310 dauerte dieses Wüthen, welches sich über alle Provinzen des römischen Reiches verbreitet hatte; und Tausende waren als Opfer desselben gefallen. Mit dieser schweren Prüfung aber endigten sich die Christenverfolgungen. Sein Sieg über die römische Welt war entschieden. Ehe wir aber darüber näher berichten, müssen wir Mehreres nachholen, was innere Vorgänge in der Kirche während ihrer so eben geschilderten äußerlichen Schicksale betrifft.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung.

Schon im ersten Jahrhundert waren über das Christenthum verschiedene Ansichten entstanden, welche sich unter dem Einflusse morgenländischer Theosophie und griechischer Philosophie in den folgenden Jahrhunderten fortbildeten, und in mancherlei Weise auf das Christenthum einwirkten. Wir meinen die Forschungen, welche die Kirche, als dem Christenthum schädlich und widerstrebend, mit dem Namen Ketzereien belegt hat; die Männer, welche sich mit solchen Forschungen beschäftigten und deren Resultat bekannt machten, nannte man Keger oder Häretiker*). Wir haben gesagt, daß bereits in den ersten Zeiten des Christenthums sich derartige Ketzereien gezeigt hätten, und es ist dieß leicht aus mehreren Aeußerungen des Apostel Paulus zu beweisen**). Es würde uns aber zu weit führen, der Spur jener frühesten Ketzereien***) nachzugehen, und darum wollen wir uns sogleich zu den wichtigsten der Häretiker, und zuerst zu den Gnostikern, wenden.

Gnosis, ein griechisches Wort (*γνῶσις*), bedeutet Einsicht,

*) Abgeleitet von dem griechischen Zeitwort *αἰεῖν*, nehmen, ergreifen, eine Partei ergreifen; dann auch wählen.

**) Sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie und die eitle Verführung nach den Lehren der Menschen, nach den Sägungen der Welt, und nicht nach Christo. Paulus an d. Kolosser, K. 2, V. 8. — Die Erkenntniß blähet auf, aber die Liebe erbauet. Paulus an d. Korinther I, K. 8, V. 1.

***) Zu diesen frühesten Häretikern zählt man besonders die Nazaraer und Ebioniten, welche die göttliche Natur Jesu leugneten, und ihn schlechthin als einen Sohn Josephs und Maria's nahmen.

Erkenntniß, hohe Weisheit, und mit diesem pralerischen Namen belegte man jenes bunte Gemisch orientalischer Religionsysteme und griechischer Philosophie, welches schon vor Christus, besonders aber in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung sich wichtig machte. Die Anhänger und Beförderer derartiger Meinungen rühmten sich einer höheren Einsicht in die religiösen Dinge, und nannten sich unbescheiden genug Gnostiker, während sie in der That Nichts zuwege brachten, als den Versuch „morgenländisch-platonische Dichtungen über die Natur Gottes und die Schöpfung der Welt dem Juden- und Christenthum anzufügen, und eine metaphysische Theologie meistens in allegorischen Namen, sammt einer philosophischen Moral daraus zu bilden *).“ Schon in der Apostelgeschichte wird eines solchen Menschen Erwähnung gethan, nämlich des Zauberers Simon (Apostelgesch. 8, 9). Ihm schließt sich sein Schüler Menander an. Die Ansichten dieser beiden Männer sind denen der Gnostiker gleichbedeutend, wenn sie sich gleich nicht geradezu Gnostiker nannten. Man erkennt in diesen Ansichten hauptsächlich persische Elemente, vermischt mit christlichen Ideen, was aber Simon und Menander nicht eingestehen wollten, indem sie dem Christenthum feindselig entgegentraten. Das Licht und die Materie, behaupteten sie, stehen einander feindlich gegenüber; jenes ist der Urquell des Guten und in ihm wohnt die Gottheit, diese ist der Urquell des Bösen, aus ihr gehen alle Dinge hervor und sie ist ewig, wie die Gottheit. Ehe die Zeit war, gingen aus den genannten Prinzipien Geister hervor, welche der Gottheit ähnlich sind, und Aeonen genannt werden. Diese haben sodann aus der Materie Welt und Menschen geschaffen. Die vernünftige Seele erhielt der Mensch von Gott, und da sein Körper und seine sinnliche Seele aus der Materie

*) J. G. Herder, sämmtl. Werke, 7. Thl. S. 68.

geschaffen ist, so zeigt sich in ihm fortwährend ein Kampf zwischen dem Guten und Bösen. Nacheinander herrschen über das Weltall Aeonen, die unter verschiedenen Namen von den Menschen als Götter verehrt werden, und unter deren Herrschaft das Menschengeschlecht immer demoralisirt wird. Auch der Jehova der Juden ist ein solcher Aeon. Um aber die Welt von allen derartigen Göttern zu befreien und die Menschen von dem verderblichen Einfluß der Materie zu erlösen, sendet endlich die ewige Gottheit den reinsten und göttlichsten der Aeonen. Für diesen gab sich erst Simon und dann noch nachdrücklicher sein Schüler Menander aus. Der Letztere stiftete gegen das Ende des ersten Jahrhunderts eine eigene Sekte in der syrischen Stadt Antiochia, welcher er die Grundsätze seiner Lehre vortrug. Diese wurde durch Cerinthus, einen Juden, dahin modifizirt, daß jener reinste und göttlichste Aeon, von welchem Simon und Menander gesprochen, Niemand sei, als Christus. Als solcher habe er sich, in Gestalt einer Taube, auf den Juden Jesus niedergelassen, vor seinem Kreuzestode aber wieder von ihm getrennt, und werde sich erst wieder mit ihm vereinigen, wenn die Todten auferstehen und das tausendjährige Reich gegründet würde. — Das durchdachteste und vollständigste gnostische System rührt von Valentinus her, welcher, ums Jahr 110 in Alerandrien geboren und ums Jahr 160 in Cyprien gestorben, von jüdischer Abkunft war. Er legte seiner Lehre zwei Hauptideen Platon's zu Grunde, nämlich: die augenfällige Welt ist durch Abfall von einer unsichtbaren, geistigen entstanden, und wird einst, nach Verlauf einer bestimmten Zeit, wieder in diese zurückkehren; und: die in der sichtbaren Welt vorkommenden Dinge entsprachen denen der unsichtbaren, denn beide verhalten sich wie Vorbild und Nachbild. Die Gottheit bestimmt Valentinus als das Ewige und Vollkommene, welches der Quell alles Seins und Lebens ist, als das Unerforschliche,

welches kein Geist begreifen kann, endlich als das ewig Jugendliche, das sich stets gleich bleibt. Weiter in das mystische Gebäude des Valentinus einzudringen, ist hier der Ort nicht; nur noch Folgendes aus seiner Lehre über die Erlösung. Vom höchsten Gotte, vom Vater, ist dem Paraklet oder Soter (Erlöser, Erretter) Gewalt gegeben über alles Sichtbare und Unsichtbare, über alle Dämonen und Engel. Als dieser erkannte, daß die Zeit der Erlösung des Menschengeschlechts herannähe, läßt er durch die Propheten des alten Testaments die Ankunft des Messias auf Erden verkünden. Als der bestimmte Zeitpunkt gekommen, schuf er den Christus aus geistigem Stoffe, eingehüllt in einen Körper von so kunstreicher Beschaffenheit, daß derselbe, obgleich nicht aus wirklichem Fleische bestehend, gesehen und gefühlt werden konnte. In dieser Gestalt ging er durch den Körper Maria's hindurch, und trat, zum Mann geworden, in Judäa als Messias auf. Bei der Taufe durch Johannes ließ sich der Soter in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und blieb bei ihm bis zum Augenblicke, wo seine Leiden begannen. Valentinus Lehre wurde von seinen Schülern, unter denen Herakleon, Ptolemäus und Markus zu nennen sind, weitergeführt. — Verwandt mit denen des Valentinus sind die gnostischen Ansichten der Ophiten, obgleich sie manches Eigenthümliche haben. — Von größerer Bedeutung ist die Lehre des Basilides, dessen Lebenszeit man in die Jahre 125 — 140 setzt. Er war in Syrien geboren, brachte aber seine meiste Lebenszeit in Alexandrien zu, wo er sich angesiedelt hatte. Nach ihm bestanden von Ewigkeit her zwei Prinzipien, das des Lichtes oder des Guten und das der Finsterniß oder des Bösen. Diese zwei Reiche waren aus sich selbst entstanden, alles Endliche aber ist aus ihnen entsprungen. Im Lichtreiche thront der namenlose Gott (Θεὸς ἀνωνόματος), und aus diesem gehen sieben Aeonen hervor: 1) der Geist (νοῦς), auch Erstgeborener

genannt, 2) die Vernunft (λόγος), 3) der Verstand (φρόνησις), 4) die Weisheit (σοφία), 5) die Kraft (δύναμις), 6) die Gerechtigkeit (δικαιοσύνη), 7) der Friede (εἰρήνη). Das Geisterreich dieser sieben Aeonen zeugt ein zweites, drittes u. s. f. bis auf 365 Geisterreiche. Je mehr sich diese Geisterreiche von dem Urquell des Lichtes entfernen, desto unvollkommener werden sie. Das letzte derselben ist das Reich des Archon (ἄρχων), dem sechs Engel zur Seite stehen, mit deren Beihülfe er die sinnliche Welt bildet. Basilides hat in tief gedachter Weise die Lehre von der Seelenwanderung in sein System aufgenommen. Durch diese, behauptet er, werde der Zweck der Welt erreicht. Die Seelen nämlich sind Lichtkeime, welche, mit fester Gestalt begabt, seit der Erschaffung des Universums in beständiger Wanderung begriffen sind. Auf dieser Wanderung durchstreifen sie die Stein-, Pflanzen- und Thierwelt, sowie die verschiedenen Zustände des menschlichen Lebens, um sich zu läutern und endlich wieder gereinigt in den Zustand des ätherischen Lichtes zurückzukehren, von welchem sie ursprünglich ausgegangen. Basilides wendet diese Lehre auch an, um den Umstand zu rechtfertigen, daß es den guten Menschen hienieden oft unglücklich, und umgekehrt den schlimmen oft glücklich ergeht. Der glückliche oder unglückliche Zustand eines Menschen ist nämlich die Folge seines Verhaltens in der Lage, in welcher er sich befand, bevor er seine gegenwärtige Hülle bezog. Aber die Menschheit sank, ungeachtet der Seelenwanderung und ihres erhabenen Zweckes, immer tiefer, entfernte sich immer mehr von der Vollkommenheit des Urquells alles Guten, und so ward die Erlösung nöthig, eine Erlösung der Menschheit aus ihrer qualvollen Lage, welche aber durchaus Folge für frühere Vergehungen ist. Die namenlose Gottheit sendet aus dem Himmel ihren Erstgeborenen, den Geist, in Gestalt einer Taube auf Jesus bei dessen Taufe herab. Jesus ist bloß ein Mensch, der vermöge

des auf ihn herabgekommenen Geistes seine göttliche Lehre verkündigt. In dem Augenblicke aber, da Jesus vor Pilatus geführt wird, verläßt ihn der himmlische Geist wieder. Basilides legte überhaupt der Person Jesu nur geringe Wichtigkeit bei. Die Moral dieses Gnostikers betreffend, muß eingestanden werden, daß sie durchaus eine ernste und reine war. Klemens von Alerandrien führt einen Ausspruch des Basilides*) an, welcher als das Prinzip seiner Sittenlehre gelten kann und folgendermaßen lautet: „Der Mensch soll dahin streben, wie Gott Alles zu lieben, weil Alles mit dem All verwandt ist, Nichts zu begehren und Nichts zu hassen.“ Die Ansichten des Basilides, von seinen Schülern freilich vielfach verfälscht und verdreht, dauerten in seiner Schule bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts fort. — Die dualistische Weltansicht, welche, wie wir gesehen, bei den Gnostikern immer wiederkehrte, theilten auch Saturninus, der zu den Zeiten des Kaiser Hadrian in Antiochia lebte, Bardesams, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts zu Edessa lehrend, und Tatian, aus Assyrien gebürtig. Saturninus Sekte zeichnete sich besonders dadurch aus, daß sie den Genuß der Fleischspeisen verabscheute, weil sie in derselben den Reiz der Materie fand, und aus demselben Grunde das eheliche Leben verwarf. — In den angedeuteten gnostischen Lehren zeigt sich eine starke Beimischung jüdischer Elemente neben dem Vorherrschen altpersischer Vorstellungen. Nun trat aber der Alexandriner Karpokrates, der wahrscheinlich auch im Zeitalter Hadrians lebte, mit dem Versuche auf, das Christenthum mit den Ansichten griechischer Philosophen, besonders der lasciven unter denselben, zu ver-

*) Basilides hat mehrere Werke verfaßt, unter andern ἐξηγητικά (Erklärungen, Auslegungen) in vierundzwanzig Büchern, von denen aber nur wenige Bruchstücke uns erhalten worden sind.

weben. Von dieser Idee ausgehend, glaubte Karpokrates Christus in eine Reihe mit den Stiftern der berühmtesten Systeme der griechischen Philosophie stellen zu dürfen. Deswegen wurden in den Versammlungssälen der Anhänger des Karpokrates neben den Bildsäulen der vornehmsten griechischen Denker auch die von Jesu aufgestellt. Damit begnügte sich Karpokrates nicht, sondern er faßte den Plan, in seinem eigenen Sohne Epiphanes einen Mann zu erziehen, der Pythagoras, Platon und Jesu an Heiligkeit und hoher Weisheit gleichkommen sollte. Dieser Epiphanes war ein Jüngling von außerordentlichem Genie und hatte sich in seinem siebenzehnten Jahre, als er, wahrscheinlich in Folge großer Ausschweifungen, starb, bereits den Ruf der höchsten Weisheit erworben. Die Moral des Karpokrates und seiner Freunde war eine sehr laie*); sie sanken weit unter die gemeinen Anhänger des Epikuros herab. Einer ihrer verderblichen Grundsätze war besonders die Gemeinschaft

*) Dieß beweist klar und deutlich folgende Stelle aus einer Schrift des Epiphanes, von welcher uns der Kirchenvater Klemens ein Bruchstück erhalten hat:

„Die Unwissenheit der Menschen konnte durch die Gesetze nicht überwältigt werden, sondern man lernte durch dieselben erst unrecht handeln. Die Bestimmung des Eigenthums nämlich, welche durch die Gesetze eingeführt wurde, zerstörte und zerfraß die vom Gesetze vorgeschriebene Gemeinschaft. Vorher war für den Genuß Aller Alles gemein, jetzt aber sollte Nichts mehr gemeinschaftlich sein, nicht der Boden, nicht die Güter, nicht die Weiber.“

Und ferner:

„Gott pflanzte dem männlichen Geschlechte zur Erhaltung der Gattung eine sehr starke und heftige Begierde ein, welche weder durch ein Gesetz, noch durch die Sitte, noch durch etwas Anders gebändigt werden kann. So ist dieß der Wille des höchsten Gottes.“

der Weiber, und sie wußten denselben bei ihren Versammlungen auf schamlose Weise zu verwirklichen.

Dieser Versuch, hellenische Elemente in das Christenthum einzuführen, war eine bloß vorübergehende Erscheinung, und durchaus von keinem so großen Einfluß, wie das Judenthum immer noch auf die Gestaltung der christlichen Lehre übte. Wir haben auf diesen leidigen Einfluß jüdischer Ansichten schon mehrmals hingewiesen, und wollen hier nur noch darauf hindeuten, wie sehr sich dieser Einfluß auch in dem Umstande zeigt, daß Petrus, der jüdisch gesinnte Apostel, für den Stifter der römischen Kirche ausgegeben wurde, während dieser Ruhm allen vorhandenen Dokumenten nach dem Apostel Paulus zukommt, von dem wir bestimmt wissen, daß er längere Zeit hindurch in Rom gelebt und gelehrt hat.

Gegen dieses Ueberwuchern des Christenthums durch das Judenthum erhob sich im zweiten Jahrhundert ein kräftiger Geist in Marcion von Sinope, in der Landschaft Pontus. Aller Wahrscheinlichkeit nach verlebte dieser Mann seine Jugend als Heide und ging mittelst einer plötzlichen Bekehrung zum Christenthum über. Im ersten Enthusiasmus für seine neue Religion soll er sein Vermögen ganz oder theilweise der Kirche geschenkt haben. Er scheint seine Ansicht über die christliche Lehre hauptsächlich aus den Schriften des Apostel Paulus geschöpft zu haben, und daraus läßt sich auch sein feuriger Eifer für das reine Christenthum, welches Paulus lehrte, und sein nicht minder feuriger Haß gegen das Judenthum erklären. Diese seine Gefinnungen scheinen ihn aus seinem Vaterlande, in dessen christlichen Gemeinden durchaus jüdische Ansichten dominirten, vertrieben zu haben. Seine Gegner versichern, er sei mit einem Mädchen in einem unkeuschen Verhältniß gestanden, und deswegen aus der christlichen Gemeinde seiner Vaterstadt ausgestoßen worden. Er ging nach Rom, denn in diese Stadt strömten

damals die ausgezeichnetsten Anhänger der jungen Christusreligion zusammen. Dort beschäftigte er sich mit der Ausbildung seiner Lehre, und verfaßte seine Schriften, die uns leider alle verloren gegangen sind, so daß wir seine Ansichten nur aus den Werken seiner Gegner kennen, unter welchen sich Tertullianus hervorthut. Die Grundtendenz der Lehre Marcion's ist Kampf gegen das Judenthum, dessen Vernichtung er sich zur Aufgabe machte. Der wahre Gott, behauptete er, sei vor der Erscheinung Jesu gar nicht bekannt gewesen, und erst in der Person des Lehren habe er sich plötzlich der Welt geoffenbart. Diesem Grundsatz folgend, begann er das Evangelium, welches er verfaßte, mit den Worten: „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaiser Tiberius stieg Gott herab nach Kapernaum, einer Stadt Galiläa's, und lehrte an den Sabbaten.“ In seinem Kampfe gegen den Gott des alten Testaments stützte er sich besonders auf die widersprechenden Gebote, welche das alte Testament Jehova zuschreibt. So hebt er besonders hervor, daß während Jehova den Gögendienst aufs nachdrücklichste verbiete, er doch die Anbetung der Schlange in der Wüste fordere, und daß er, während er in seinem Geseze den Diebstahl aufs strengste untersage, dennoch beim Auszuge aus Aegypten die Entwendung der Gefäße der Aegypter gebiete. Ueberhaupt sei ein Gott, wie der Jehova der Juden, dem die menschlichsten Eigenschaften, z. B. Eifersucht, Zorn und Rachbegierde, zugeschrieben wurden, eigentlich kein Gott; er sei dem Tode unterworfen, wie die Menschen. Wie sehr von dem Jehova der Juden sei der Gott verschieden, welcher in Christo erschienen sei. Das sei der Gott der Liebe, und einen solchen hätten vorher weder die Heiden noch die Juden gekannt. Jesus sei ganz und gar nicht der von dem Gotte der Juden verheißene Messias; jener sei verkündigt worden als ein mächtiger Kriegsfürst, als ein politischer Heros,

Christus aber habe von einer derartigen Natur Nichts an sich gehabt; er sei aus freiem Antriebe, als Allerbarmmer, zu den Menschen herabgestiegen, sie die Religion der Liebe zu lehren, sie durch Liebe zu erlösen. Sein Hauptzweck sei gewesen, die Welt aus den engen Fesseln des Judenthums zu befreien. Hiergegen machte man Marcion den Einwurf, warum sich denn aber Jesus wirklich für den Messias der Juden ausgegeben habe? und diesem Einwurf suchte er dadurch zu begegnen, daß er behauptete, Christus habe so gehandelt, um, indem er sich der gäng und geben Vorstellung vom Judenmessias bequeme, Vertrauen zu erwecken; er habe auf die beschränkten Begriffe der Menschen Rücksicht nehmen müssen. Von hoher Reinheit waren die sittlichen Grundsätze, welche Marcion verkündigte, allein er ging in seinem Abscheu gegen alles Materielle zu weit, wie er denn z. B. die Ehe und die Kinderzeugung als gänzlich sündhaft darstellte. Es wird aber bezeugt, daß Marcion das entsagende Leben, welches er von seinen Anhängern forderte, in consequentester Weise durchgeführt habe. Im Ganzen muß man von ihm sagen, daß er den Geist des wahren Christenthums wirklich erfaßt habe, und daß von den gnostischen Irrthümern, in welche er verfiel, die meisten auf Rechnung seiner Zeit zu setzen sind. Sein Versuch, das Christenthum im Geiste des Stifters desselben wiederherzustellen, schlug fehl, und wenn es auch bis ins sechste Jahrhundert herab marcionische Christen gab, so blieben dieselben doch immer nur Sekte. Die Marcioniten mußten von der römischen Mutterkirche alle mögliche Verfolgung erdulden. Marcion selbst hat ein Leben voller Drangsale und Entsagung geführt. Wenn man seinem Gegner Tertullian glauben darf, so suchte er sich am Ende seines Lebens mit der Mutterkirche wieder auszusöhnen. Der Tod habe ihn aber daran gehindert.

In anderer Weise, als die Gnostiker, machte sich gegen das

Ende des zweiten Jahrhunderts die Sekte der Montanisten bekannt. Im Jahre 160 oder 171 nämlich trat ein neubekehrter Phygier, Montanus geheißen, mit der Behauptung auf, der Geist, welchen Christus seinen Jüngern verheißen, habe sich auf ihn niedergelassen, und vermöge des ihm inwohnenden Geistes wolle er die Kirche auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erheben und das Christenthum in seiner ganzen Reinheit wieder herstellen. Häufig gerieth er in den Zustand der Ekstase und weissagte dann Strafgerichte und Verfolgungen, so wie auch die Wiederkunft des Herrn und die Errichtung des tausendjährigen Reiches. Indem er vorgab, häufig mit der übersinnlichen Welt zu verkehren, maßte er sich das Recht an, über kirchliche Streitfragen zu entscheiden und in allen Sachen der Kirche eine entscheidende Stimme zu haben. Er gewann viele Anhänger, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, aus welchem letztere dann auch Prophetinnen erstanden, deren Benehmen auffallende Aehnlichkeit mit den Somnambulen unserer Tage hat *). Als hervorspringende Eigenthümlichkeit des Montanismus ist dessen Ansicht über die stufenweise Entwicklung des Glaubens zu nennen. „Wie in den Werken der Natur,“ lehrten die Montanisten, „so entfaltet sich auch in den Werken der Gnade Alles stufenweise: aus dem Samenkorn sprießt die Staude hervor und wächst allmählig zum Baume heran, der Baum treibt zuerst Laub, dann Blüthe und endlich Früchte, welche allmählig zur Reife gedeihen. Gerade so ist es mit der Entwicklung des Reiches der Gnade beschaffen: man trifft hier auf der untersten

*) So schreibt Tertullian: „Bei uns hier in Karthago haben wir eine Schwester, welche die Gabe der Weissagung hat, am Sonntag während der Versammlung in Ekstase geräth, in diesem Zustand mit den Engeln verkehrt, ja, bisweilen mit dem Herrn selbst, unaussprechliche Geheimnisse hört und sieht, die Herzen der Menschen durchschaut und auch den Kranken Arzneien verordnet.“

Stufe natürliche Gottesfurcht (der Patriarchen) ohne einen geoffenbarten Glauben, hierauf kommt das Kindesalter unter dem mosaischen Gesetz und den Propheten, dann die Jugend unter dem Evangelium, und endlich die männliche Reife, die vorbereitet wurde durch die neue Ausgießung des heiligen Geistes, welche mit der Erscheinung des großen Propheten Montanus den Menschen geworden, sowie durch die neuen, höchst wichtigen Belehrungen des von Christus verheißenen Trösters, dessen Offenbarungen sich Montanus zu erfreuen hatte.“ Sonst machten die Montanisten gegen die kirchliche Glaubens- und Sittenlehre eben keine große Einwürfe. Sehr heilig war ihnen das eheliche Verhältniß, denn die Ehe daure, als eine Verbindung im Geiste, nicht bloß im Fleische, unauflöslich über das Grab hinaus fort. Das Märtyrertum war ihnen das höchste Ziel. Sie geriethen aber mit der römischen Mutterkirche in den heftigsten Zwist durch ihre Ansichten über das christliche Priestertum. Sie behaupteten nämlich, die Wirkungen der Gnade seien nicht auf einen einzigen Stand beschränkt, sondern Männer und Weiber, Greise und Jungfrauen können der Erleuchtung durch den heiligen Geist theilhaftig werden. Nur dieß sei das wahre Priestertum; eine privilegierte Priesterkaste, nach dem Vorbild der jüdischen Leviten, dürfe es nicht geben. Also ganz im Gegensatz zu der Kirche, welche das kirchliche Lehramt ausschließlich den Bischöfen zuerkannte, hielten sie den apostolischen Begriff von der priesterlichen Würde aller Christen fest. Endlich muß auch noch die feste Hoffnung der Montanisten auf die baldige Wiederkunft des Herrn in aller Macht und Glorie erwähnt werden. Der Montanismus bereitete sich besonders in Kleinasien schnell aus, und obgleich ihm die katholischen *) Bischöfe bald allen möglichen Widerstand entgegen-

*) Das Wort „katholisch“, womit die kirchliche Gemeinschaft der Christen

setzten, und um ihn zu unterdrücken mehrere Synoden *), die ersten in der Kirchengeschichte vorkommenden, hielten, so dauerte er doch bis ins sechste Jahrhundert herab fort.

Nachdem wir die hervorstechendsten Abweichungen von der orthodoxen christlichen Lehre im zweiten Jahrhundert betrachtet, wollen wir uns zu denen des dritten Jahrhunderts wenden. Wie dort der Gnosticismus, so bildet hier der Manichäismus die wichtigste Partie, und wir wollen nun diesen betrachten, nachdem wir noch bemerkt, daß das zweite Jahrhundert auch die Zeit ist, in welcher die damaligen heidnischen Philosophenschulen einen sehr erbitterten Kampf gegen das Christenthum geführt haben. Die alexandrinischen Neuplatoniker stehen in dieser Beziehung voran, wenn sie gleich oftmals eine Anerkennung der Trefflichkeit des ächten Christenthums erheuchelten.

Wie sich schon im Gnosticismus ein starker Anhauch zoroastrischer Grundsätze erkennen läßt, so noch in weit höherem Grade im Manichäismus. Das Christenthum sollte, als es sich schnell auch in Persien verbreitet hatte, durch die Religion Zoroasters eine Rückwirkung erfahren, die sich von dem persischen Reiche aus auch weit gegen Westen verbreitete. Diese Rückwirkung konstituirte sich im Manichäismus. Der Stifter desselben ist Mani, auch Manes genannt. Nach den Berichten der

bezeichnet wurde, kommt her von καθολικός, allgemein, und diese Bezeichnung vindierte sich die Mutterkirche zur Unterscheidung von ketzerischen Sekten.

*) Vom griechischen Wort σύνοδος, Zusammenkunft, Versammlung.

Kirchenväter kam er noch sehr jung als Sklave zu einer reichen Wittwe in Persien und lernte hier die Schriften des Sathianus, eines unbekannten ägyptischen Schwärmers, kennen, durch welche er auf sein System geführt wurde. Später wurde er auf den Ruf seiner Weisheit hin an den Hof des persischen Königs Sapor berufen, mußte aber, da der kranke Sohn des Fürsten unter seiner Behandlung starb, ins Gefängniß wandern. In der Muse desselben las er die heiligen Schriften der Christen, und kam dann auf den Gedanken, das Christenthum von allen jüdischen Einflüssen und hierarchischen Verunstaltungen zu reinigen, indem er sich einbildete, der durch Christus den Seinen verheißene Tröster zu sein. Er entzog sich der Haft, sammelte auf der Gränze von Mesopotamien Jünger um sich und begann ums Jahr 270 die Christen jener Gegenden zu seiner Lehre zu befehren. Es wird berichtet, daß er dieser seiner Bestrebungen wegen der persischen Regierung verdächtig und auf Befehl des Königs Baharam ums Jahr 277 lebendig geschunden worden sei.

Als Mani's Hauptbestreben kann bezeichnet werden, daß er das Christenthum mittelst zoroastrischer Ideen zu einer Naturreligion umschmelzen wollte. Daß er diese mit den glanzvollsten Farben orientalischer Dichtkunst ausschmückte, beweist, daß ihm eine Fülle von poetischen Anschauungen innewohnte, von denen er sich fortreißen ließ. Von seinen Schriften kennen wir nur Bruchstücke, die sich in den Werken christlicher Autoren jenes Zeitalters finden. Sein Hauptwerk, das Buch der Geheimnisse betitelt, fang mit den Worten an: „Die Gottheit und die Materie, das Licht und die Finsterniß, das Gute und das Böse bilden einen uranfänglichen Gegensatz, der sich niemals versöhnt.“ Wie sich Mani die Gottheit dachte, hat uns der Kirchenvater Augustinus aufbewahrt: „Ueber das Reich des Lichtes herrschte Gott der Vater in stralender Macht, wahr seiner Na-

tur nach, selig in seinem ewigen Sein und in sich vereinigend die Weisheit und die Lebenskräfte, in welchen er die zwölf Glieder des Lichtes, nämlich den überströmenden Reichthum seines eigenthümlichen Reiches, befaßt. In jedem seiner Glieder sind tausend unzählbare und unermessliche Schätze verborgen. Der Vater aber, umglänzt von Glorie, unbegreiflich der Macht nach, hat selige und glänzende Aeone mit sich verbunden, die weder an Zahl noch an Ausdehnung zu schätzen sind, und welche der heilige und hochehrhabene Vater und Erzeuger in Seligkeit regiert, denn in seinem Reiche wohnt kein Dürftiger, kein Schwacher. Seine stralenden Reiche sind aber über der lichten und seligen Erde so fest gegründet, daß sie von Niemand je erschüttert, oder wankend gemacht werden können.“ Mani nimmt zwei von einander unabhängige Grundwesen an, den Gott des Lichtes mit zwei uranfänglich erzeugten Ausflüssen, Sohn und Geist, und das böse Prinzip, Hyle oder den Teufel. Das gute Grundwesen ist mächtiger als das böse, beide aber sind von unzähligen, aus ihnen hervorgegangenen, ihnen gleichartigen Elementarkräften, Aeonen, umgeben, die in zehn Elementen wohnen, von denen die fünf dem Lichtreiche zugehörenden gutes Wasser, mildes Feuer, Licht, gute Erde und Aether, die dem Reiche des Bösen zugehörenden Finsterniß, Sturmwind, böses Feuer, Rauch und kothiges Wasser sind. Es wiederholt sich nun in Mani's System der Kampf zwischen dem guten und bösen Prinzip, welcher den Mittelpunkt der zoroastrischen Religion bildet*). Zwischen den Gliedern des Reichs der Finsterniß entstand aber ein Zwist, und die überwundene Partei mußte vor der andern auf hohe Gebirge fliehen. Da entdeckte sie das, dem Teufel vorher unbekannte, Lichtreich, und

*) Siehe den ersten Band, S. 43.

nun machte dieser sogleich Frieden unter den Seinigen, um ihre Kräfte gegen das Reich des Lichtes zu vereinnigen. Die ewige Gottheit erzeugt nun die Mutter des Lebens und aus dieser den Menschen, einen mächtigen Neon, der die Lichtgeister gegen die bösen in den Kampf führt, wobei aber viele der erstern vom Teufel und seinen Geistern verschlungen werden. Dieses Loos trifft sogar den Sohn des Ewigen, Jesus, den Mani gänzlich von Christus unterscheidet. Der Gott des Lichtes sendet darauf den heiligen Geist den Seinen zu Hülfe, und dieser bändigt das Reich der Finsterniß und bildet die Welt, welche auf den Schultern zweier Riesen ruht. Der Teufel aber erschafft die Menschen, um durch sie das Böse in die Welt zu bringen. Ihre Körper und sinnlichen Seelen gehören dem Reich der Finsterniß an, ihre vernünftigen Seelen aber, welche aus dem in dem erzählten Kampfe vom Teufel verschlungenen Lichtstoffe gebildet sind, dem Reiche des Lichtes. Darum streben die Menschen aus den Banden der Sinnlichkeit hinauf in die Regionen des Guten; sie sehnen sich nach Erlösung. Um diese zu vollbringen, mußte Christus, der Sohn Gottes, in die Welt kommen. Er wurde aber nicht Mensch, und alles das, was im neuen Testamente von dem Menschenleben des Erlösers erzählt wird, ist deßhalb nur Täuschung; seine Leiden, sein Tod und seine Auferstehung sind nur Sinnbilder, welche die Läuterung vorstellen, die dem sündhaften Menschengeschlechte nöthig ist. Darum wird nicht etwa durch Christi Tod die Erlösung vollbracht, sondern vielmehr durch die Lehre, welche Mani, denn dieser ist der verheißene Tröster, als Stellvertreter des heiligen Geistes, kundmacht. Der Leib wird nach dem Tode in Staub zerfallen und wieder auferstehen, die vollkommenen Seelen gelangen zum Genusse der Seligkeit, die minder vollkommenen müssen erst durch eine Wanderung durch Thierkörper geläutert werden, die einer Besserung unfähigen aber erleiden HölLENstrafen.

Zulezt aber, am Ende aller Dinge, ergeht über das Universum ein ungeheurer Brand, der Teufel wird in Fesseln geschlagen, die er in Ewigkeit nicht mehr zu brechen im Stande ist, und die erlösten Seelen kehren in das Reich des Lichtes zurück.

Den äußerlichen Gottesdienst der Sekte Mani's betreffend, war derselbe sehr einfach, und bestand aus Gebet und Gesang und dem Vorlesen der heiligen Lehren ihres Stifters. Von den christlichen Festen begingen sie, außer dem Todestag Jesu und dem Sonntag, keines; der Todestag Mani's ward sehr feierlich begangen. Die Taufe vollzogen sie meist im reifen Alter, und bei der Feier des Abendmahls genossen sie keinen Wein.

Mani hat seinen Anhängern auch eine Sittenlehre vorge-schrieben, wobei er sie in zwei Klassen, in Auserwählte und in Unvollkommene, theilt. Die Auserwählten, wollte er, sollten sich alles irdischen Besitzes enthalten, sie sollten kein Fleisch, überhaupt keine thierische Nahrung und keinen Wein genießen, die Ehe verabscheuen, kein Thier, außer dem Ungezieser tödten, an keinem Krieg Antheil nehmen, keine Arbeit verrichten und ihr Leben einzig und allein frommen Betrachtungen weihen. Die Unvollkommenen hatten größere Freiheit; sie sollten durch ihre Arbeit sich und die Auserwählten ernähren, das Kinderzeugen verhüten und alle Heppigkeit fliehen. Die Manichäer breiteten sich ungemein schnell in Persien, Syrien, Kleinasien, Nordafrika und selbst in Italien aus. Sie waren aber bald den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt, obgleich man ihnen den Ruhm ausgezeichneten Sittenreinheit zugestehen mußte. Durch Bannflüche und Verfolgungsdekrete christlicher Kaiser nach Persien zurückgedrängt, wurden sie zu Anfang des sechsten Jahrhunderts auch dort unterdrückt, und zogen sich theils gegen den Osten von Asien hin, theils hielten sie ihre Meinungen sehr geheim. Später lebte der Manichäismus, nur unter andern Na-

men wieder auf, wie denn die Katharer, Priscillianisten und Paulizianer viele Aehnlichkeit mit den Manichäern hatten.

Eine ungeheure Bewegung in der Kirche verursachte die Erscheinung des Arianismus. Der Stifter desselben ist der Kirchenälteste (Presbyter) Arius zu Alexandrien, welcher ums Jahr 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sei seinem Vater durchaus nicht an Göttlichkeit gleich, sondern nur das edelste aller aus Nichts geschaffenen Wesen. Aus Letzterem folge nothwendig, daß er geringer, als Gott der Vater und nur durch dessen freien Willen geschaffen worden sei. Diese Ansicht war natürlich dem kirchlichen Dogma schroff entgegen, welches festgesetzt hatte, das Wesen des Sohnes sei dem des Vaters völlig gleich, und das Verhältniß dieses zu jenem sei einzig und allein durch den Ausdruck „ewige Zeugung“ zu bezeichnen. Arius durfte seine Ansicht nicht lange ungehindert lehren. Im Jahre 320 wurde sie von einer Synode zu Alexandrien, und fünf Jahre später, auf der berühmten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nizäa, feierlich als ketzisch, dem Glauben der Kirche widerstrebend, verdammt. Dessen ungeachtet aber gewann sich die verkettete Meinung viele Anhänger, ja, die Kirchenversammlung zu Jerusalem 335 erklärte sie sogar für ächt christlich. Der Kaiser Konstantin, der erste christliche Kaiser des römischen Reichs, wollte die Ausöhnung der Kirche mit Arius bewirken, allein dieser starb im Jahre 336 eines plötzlichen Todes, und jetzt gewann seine Lehre immer mehr und mehr Anhänger, Konstantin ließ sich nach arianischer Liturgie taufen, und selbst auf den bischöflichen Stuhl zu Rom gelangte ein Arianer in der Per-

son des Bischof Felix. Indessen war dieser Triumph des Arianismus doch mehr ein vorübergehender, als ein bleibender, und die katholische Kirche begann sich bald wieder über ihn zu erheben, wobei ihr besonders die Parteiungen, die unter den Arianern selbst entstanden waren, trefflich zu statten kamen. Seit dem Jahre 364 erhob sich zwar der Arianismus unter dem Kaiser Valens noch ein Mal sehr drohend gegen die katholische Mutterkirche, bis diese durch den Kaiser Theodosius den Großen wieder gegen ihn siegreich wurde. Um die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts hatten sich die arianischen Meinungen in den Ländern des römischen Reiches, welche noch der kaiserlichen Herrschaft gehorchten, beinahe gänzlich verloren. Nicht so unter jenen germanischen Völkerstämmen, welche durch Arianer zum Christenthum bekehrt worden waren. Erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts wurde der Arianismus unter den Gothen und Sueven vertilgt, und während ihn die Burgunder zu Anfang des sechsten Jahrhunderts aufgaben, konnte er unter den Vandalen nur mit der Zerstörung ihres, auf der Küste von Nordafrika gebildeten, Reiches, 534, ausgerottet werden. Am hartnäckigsten und längsten hielten die Longobarden an den arianischen Ansichten, welche durch sie wieder nach Italien gebracht, und bis zum Jahre 662 festgehalten wurden. Seitdem verschwand der Arianismus.

Der Nestorianismus verdankt seinen Ursprung dem Syrer Nestorius, der seit dem Jahre 428 Bischof zu Konstantinopel war, und sich durch einen frommen Wandel, hinreißende Beredsamkeit und tiefe Kenntnisse auszeichnete. Zu jener Zeit sängen die orthodoxen Gottesgelehrten an, die Meinung zu ver-

fechten, daß Maria, die Mutter des Herrn, ewig Jungfrau geblieben sei, während dieses von anderer Seite, besonders von einer in Arabien aufgestandenen Sekte, die man deshalb auch Antidikomarianiten, d. i. Widersacher der Maria nannte, bestritten wurde. Nestorius weigerte sich, Maria die Gottesgebärerin zu nennen und den Glauben an zwei Naturen in Christo aufzugeben. Letztere Lehre wurde bald nachher als rechtgläubiges Dogma festgestellt, aber dessen ungeachtet wurde Nestorius aus Neid und Parteiliebe durch Grillus aus Alexandrien der Keterei angeklagt, von der Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahre 431 exkommuniziert und seines Amtes entsetzt. Er starb in der Verbannung. Die Anhänger seiner Ansichten flohen vor der kirchlichen Gewalt nach Persien, wo sie sich fester konstituirten, indem sich 499 auch die übrigen Christen in Persien an sie angeschlossen. Die Sekte bestand sehr lange, verbreitete sich weithin in das nordöstliche Asien und selbst in China soll es nestorianische Gemeinden gegeben haben. Noch jetzt existiren Nestorianer, besonders in Syrien.

Der Pelagianismus hat zu seinem Stifter einen Mönch, Pelagius, der sich im Anfange des fünften Jahrhunderts in Rom aufhielt, und sich den Ruhm großer Wissenschaft und Frömmigkeit erwarb. Als 409 die Gothen in Italien einfielen, flüchtete er sich mit seinem Freunde Cölestius nach Sizilien und von da nach Afrika, wo seine Ansichten von dem berühmten Kirchenvater Augustinus bestritten und von mehreren afrikanischen Synoden verurtheilt wurden. Pelagius ging hierauf nach Jerusalem, und starb dort ohne weitere Anfechtung in einem Alter von neunzig Jahren. Er lehrte: die menschliche Natur sei durch die Folgen der Sünde des ersten Menschenpaares keineswegs gänzlich verderbt worden, und um sich die Tugenden des Christenthums zu eignen zu machen, genügen die natürlichen Kräfte und An-

lagen des Menschen vollkommen. Ohne daß er jemals daran dachte, eine eigene Sekte zu stiften, fanden seine Ansichten dennoch vielen Beifall, was insbesondere auch seinem Rufe der fleckenlosesten Tugend beizumessen ist, und obgleich der Pelagianismus auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 feierlichst verdammt wurde, so spielte er doch längere Zeit hindurch keine unbedeutende Rolle.

Dies sind die wichtigsten der von der allgemeinen kirchlichen Lehre abweichenden Ansichten, welche sich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums bemerkbar machten. Welche Sekten sich in den spätern Zeiten von der Mutterkirche absonderten, durch welche Meinungen und Schicksale sich dieselben auszeichneten, davon wird in der Einleitung zur Reformation gesprochen werden.

Die Bemühungen des sinkenden Heidenthums, durch gelehrte Männer das Christenthum zu bekämpfen, mußten, als sich das Christenthum immer mehr ausbreitete und eine festere Gestalt gewann, bald auch unter den Anhängern desselben die Ansicht von der Zweckmäßigkeit einer wissenschaftlichen Vertheidigung ihrer Religion gegen die Einwürfe und Angriffe heidnischer und jüdischer Schriftsteller hervorrufen. Von dieser Ansicht geleitet, erstanden bald christliche Theologen, die durch ihre Schriften dem Heidenthum seine letzten Stützen zu rauben, die Wahrheit des Christenthums darzuthun, die Irrlehren zu bekämpfen und für die Einheit der Kirche zu wirken sich bemühten. Zahlreiche Bücher dieser Art kamen schon in den fünf ersten Jahrhunderten nach Christus im Umlaufe, und die Verfasser derselben nennt man Kirchenväter, denn durch ihre Bemühungen bewiesen sie sich wirklich als Väter der Kirche. Die berühmtesten dieser Gelehrten sind folgende:

Klemens, geboren, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu Athen, dann von seinem gewöhnlichen Aufenthalt in Alexandrien Alexandrinus genannt, war zuerst heidnischer Philosoph, bekehrte sich zum Christenthum, machte viele Reisen durch das Morgenland, durch Griechenland und Italien, ward Presbyter zu Alexandrien und einer der ausgezeichnetsten Stützen des Christenthums im zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts. Seine Schriften sind, außer ihrer Bedeutung im christlichen Sinne, auch dadurch von hohem Werth, daß sie uns viele Bruchstücke der griechischen Philosophie überliefert haben*).

Origenes, Adamantios zubenannt, wurde geboren zu Alexandrien im Jahre 185, einer der gelehrtesten Kirchenväter. Nachdem er von seinem Vater zum Christenthum und zu den Wissenschaften angehalten worden war, genoß er den Unterricht Klemens, des Alexandriners. Schon in frühester Jugend gab er Beweise von außerordentlicher Geistesstärke und ernährte seine Mutter und Schwester durch Unterrichten. In seinem achtzehnten Jahre fing er an, öffentlich das Christenthum zu lehren. Als man seine Sittlichkeit in Zweifel zog, soll er sich mit eigner Hand entmannt haben. 211 ging er nach Rom und gewann sich dort viele Bewunderer und Freunde. Zurückgekehrt, lehrte er wieder in Alexandria, mußte aber einem Volksaufstand zufolge nach Palästina flüchten, wo er in den Versammlungen der Gläubigen Vorträge hielt. Die palästinischen Bischöfe weihten ihn zum Presbyter. Allein sein Neider, der Bischof Demetrius von Alexandrien, erklärte diese Weihung als ungültig, indem dieselbe zu verrichten nur ihm zukomme, und erregte langwierige Verfolgungen gegen Origenes, dem man mehrere Irrlehren Schuld gab. Er leugnete dieselben, und zog sich nach

*) Die beste Ausgabe seiner Werke wurde besorgt von Potter, Oxford, 1715.

Cäsarea zurück, wo ihn der Bischof Theokrist lieb gewann und ihm auftrug, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem sein Feind Demetrius gestorben, begann sich sein Ruhm immer mehr zu verbreiten, dann aber zwang ihn die unter Mariminus ausgebrochene Christenverfolgung zu einer zweijährigen Verborgenheit. Nachher ging er, um den Irrlehrer Verrillus zu widerlegen, nach Arabien, welche Aufgabe ihm auch gelang. Nachdem er, während einer abermaligen Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius, als einer der Hauptstützen der Kirche, gefangen gehalten und hart gemartert worden war, beschloß er sein thatenreiches Leben zu Tyrus im Jahre 253. Von seinen Werken, deren ungemein viele waren, sind uns noch mehrere erhalten, und wenn auch die darin ausgesprochenen Grundsätze mannigfache Anfeindungen erfuhren, so haben sie auch viele Vertheidiger gefunden*).

Tertullianus, Sohn eines Hauptmannes zu Karthago, soll sich, ehe er zum Christenthum übertrat, als Sachwalter beschäftigt haben. Seine Bekehrung sei durch den Anblick der Standhaftigkeit christlicher Märtyrer gefördert worden. Diese Bekehrung fand um das Jahr 185 statt, und bald machte er sich bekannt als ein eifriger Vertheidiger seines neuen Glaubens. Er wurde zum Priester geweiht. Als in den Jahren 192—211 unter dem Kaiser Severus eine harte Christenverfolgung ausbrach, verfaßte er seine berühmte „Vertheidigung (apologia)“ des Christenthums, welche Schrift außerordentlich beredt ist und große Bewunderung erregte. Die strenge Sittenlehre des Montanus gefiel ihm, er neigte sich zu den Ansichten desselben hin, wurde deßhalb in Rom exkommunizirt und zeigte sich von nun an als ein eifriger Montanist. Es ist ungewiß, ob er sich von seinem Tode, der 220 erfolgte, wieder mit der Mutterkirche ausgesöhnt

*) Origines sämtliche Schriften wurden herausgegeben von de la Rue, Paris, 1733—1759, und von Oerthür, Würzburg, 1780—1794.

habe. Seine Schriften *) sind für die Kirchengeschichte von großer Wichtigkeit. Zu bemerken ist noch, daß er vor der Philosophie den größten Abscheu hegte; er nannte sie eine Erfindung des Teufels und die Quelle aller Ketzerei.

Irenäus, geboren im zweiten Jahrhundert in Griechenland, genoss zu Smyrna die Unterweisung des frommen Polykarpus, der später ein Opfer seines Eifers für das Christenthum wurde, ward, nachdem er mit Auszeichnung die niedern Kirchenämter verwaltet hatte, im Jahr 177 zum Bischof von Lyon geweiht, und starb im Jahr 209. Sein reger Eifer für die christliche Religion verdient alle Anerkennung. Besonders trachtete er, die Gnostiker zu widerlegen, gegen welche er ein Buch mit dem Titel: „Gegen die Ketzere (contra hæreticos)“ schrieb, das in einer schlechten lateinischen Uebersetzung auf uns gekommen ist.

Eusebius, mit dem Beinamen Pamphili, nicht zu verwechseln mit seinem Schüler Eusebius von Emisa, wurde geboren in der palästiniſchen Stadt Cäsarea um das Jahr 270. Er widmete sich dem Priesterstande, wurde Presbyter, dann Bischof in seiner Geburtsstadt und starb um das Jahr 340. Eusebius ist als der gelehrteste Mann seiner Zeit anerkannt und Verfasser von vielen Werken. Das wichtigste derselben ist seine Kirchengeschichte, in welcher er, vom Kaiser Konstantin unterstützt, die Begebenheiten des Christenthums bis zum Jahre 324 erzählt**). Er ist dadurch der Vater der Kirchengeschichte geworden. In seinen übrigen Schriften finden sich auch viele Fragmente verloren gegangener Schriften griechischer Philosophen, für deren Ueberlieferung wir ihm sehr dankbar sein müssen.

*) Herausgegeben von J. E. Semler, Halle, 1770—1773.

**) Deutsch von Strath, Quedlinburg, 1777.

Athanasius, der Heilige, auch der Große genannt, geboren zu Alexandrien gegen das Jahr 296, wurde, nachdem er eine christliche Erziehung genossen, Geheimschreiber des Patriarchen von Alexandrien, verließ diesen, um mit dem berühmten Einsiedler Antonius zusammenzuleben, kehrte hernach wieder nach Alexandrien zurück und wurde Diakon. Er begleitete seinen Gönner, den Patriarchen Alexander auf die Kirchenversammlung von Nizäa und that sich dort als ein sehr einflußreicher Bekämpfer des Arianismus hervor, was ihm auch den heftigsten Haß dieser Sekte und ihrer Freunde zuzog. Er wurde beim Kaiser Konstantin angeschwärzt, und auf dessen Veranlassung von der Synode von Tyrus 334 seines Amtes als Patriarch von Alexandrien, welches er unterdessen erlangt, entsetzt. Nach verschiedenem Wechsel des Schicksals, welches sich ihm bald sehr günstig, bald aber wieder höchst ungünstig erwies, flüchtete sich Athanasius endlich in eine ferne Wüste Aegyptens, und dort, von einem treuen Diener mit Lebensmitteln versorgt, verfaßte er viele Schriften historischen, polemischen und ethischen Inhalts*), welche zu den bedeutendsten gehören, die wir von den Kirchenvätern besitzen. Als Kaiser Julian, der vom Christenthum Abtrünnige, den Thron bestiegen hatte, kehrte Athanasius aus seiner Wildniß nach Alexandrien zurück, und die Milde und Versöhnlichkeit, welche er gegen seine Feinde übte, fand allgemeine Bewunderung und häufige Nachahmung, so daß Eintracht in die Kirche zurückkehrte. Nun aber ward Athanasius von den Heiden angeklagt, und mußte, um sein Leben zu retten, nach Thebais entweichen. Nach Julian's Tod zurückgekehrt, mußte er abermals vor seinen alten Feinden, den Arianern, entfliehen und verbarg sich vor ihren Nachstellungen vier Monate lang in der Grabhöhle seines Vaters. Der Kai-

*) Herausgegeben von Montfaucon, Paris, 1698.

ser Valens gestattete endlich seine Rückkehr nach Alexandrien, und nun verwaltete er sein bischöfliches Amt ohne weitere Störung bis zu seinem Tode, der im Jahre 373 erfolgte. Außerordentliche Charakterstärke, innige Ueberzeugung von der Größe des Christenthums, Klarheit des Geistes — das sind vornehmlich die Eigenschaften, die wir an diesem Kirchenwater bewundern müssen.

Johannes Chrysostomus, über den der berühmte Theologe J. A. W. Neander ein ausgezeichnetes Buch geschrieben (Berlin, 1832. Zweite Auflage), wurde geboren im Jahre 354 zu Antiochien und machte Anfangs die Redekunst zu seinem Studium, welchem er es verdankte, daß er eine der Zierden altchristlicher Beredtsamkeit geworden ist. Nachdem er seine Jugend theils als Sachwalter, theils mit dem Studium der griechischen Philosophen und der heiligen Schrift beschäftigt, theils aber auch unter asketischen Uebungen verlebt hatte, schloß er Freundschaft mit mehreren Bischöfen Kleinasiens und verfaßte eine treffliche Schrift über das Priesteramt. Im Jahre 374 zog er sich in die Wildniß an der Gränze von Antiochien zurück, und fastete seinen Leib so sehr, daß er zwei Jahre hindurch in einer Höhle lebte, ohne sich niederzulegen. Diese Strenge seiner Lebensart aber zog ihm eine gefährliche Krankheit zu, welche ihn zwang, 381 nach Antiochien zurückzukehren. Nachdem er 386 zum Priester geweiht worden war, that er beim Bischof von Antiochien Vikarsdienste und legte das Wort des Herrn aus. Seine Beredtsamkeit bekehrte viele Heiden, Juden und Ketzer. 397 berief ihn der Kaiser auf den bischöflichen Stuhl von Konstantinopel. Dort wirkte er sehr viel Gutes, wurde aber, als Opfer der herrschsüchtigen Kaiserin Eudoxia, welche er durch seinen freimüthigen Tadel ihrer Habsucht und Ungerechtigkeit gegen sich aufgebracht hatte, im Jahre 404 seines Amtes entsetzt und nach Bythinien verbannt, nachdem er schon früher

einmal ins Exil geschickt, aber bald wieder zurückgerufen worden war. Später mußte er auf Eudoria's Befehl in die kleine armenische Stadt Kukusa in der taurischen Wüste wandern, und setzte hier unermüdlich seine Bestrebungen für die Befehrung der umliegenden Länder fort. Von allen Seiten her erhielt er Beifalls- und Mitleidsbezeugungen, allein der Kaiser Arkadius, über diese ihn beschämende Theilnahme erzürnt, ertheilte Befehl, den edlen Verbannten in die unwirthbaren Steppen am schwarzen Meere nach der Gränzstadt Pityont zu führen. Die rohen Soldaten, welche diesen Befehl vollzogen, zwangen den Greis, barhaupt, während der glühendsten Sonnenhitze, und zu Fuß die Reise zu machen. Er erlag den Beschwerden derselben, und zu Komana angekommen, fühlte er sein Ende herannahen. Da legte er ein weißes Gewand an, ließ sich das Abendmahl reichen und verschied mit den Worten: Gott sei gelobt für Alles! Seine Gebeine ruhen jetzt in der Kirche des Vatikan zu Rom. Wie sehr er über seine Zeitgenossen durch die Fülle und Gewalt seiner Beredtsamkeit emporragte, bezeugt auch der Name Chrysostomus, d. i. Goldmund, der ihm beigelegt wurde. Auch seine Schriften*) sind voll klarer, erhabener Ideen, origineller Ansichten und tiefer Auffassung des Christenthums.

Lactantius zeichnete sich mehr durch seine Rednergabe und geschickte Anwendung derselben, als durch selbstständigen Gedankenreichtum aus. Seiner eleganten Ausdrucksweise hat man ihn häufig den christlichen Cicero genannt. Seine Lebensumstände sind nicht genau bekannt. Man hält ihn für einen geborenen Afrikaner, und er lehrte die Redekunst in Nikomedia, bis ihm Kaiser Konstantin die Erziehung seines Sohnes Krispus übertrug. Seine Schriften**) zählten besonders im Mittelalter viele Freunde.

*) Herausgegeben von Savilis, Eton, 1613, und von Montfaucon, Paris, 1718—1738.

**) Sämmtl. Werke herausgegeben von Bünmann. Leipzig, 1739.

Ambrosius, weit berühmter als der Vorhergehende, ist wahrscheinlich im Jahre 340 zu Trier geboren, dem gewöhnlichen Wohnsitz seines Vaters, welcher als Statthalter Gallien verwaltete. Aus seiner Jugendzeit ist uns eine Anekdote überliefert worden, welche an eine ähnliche aus Platon's Kindheit erinnert. Als er nämlich einst auf dem Schloßhofs schlummerte, ließ sich ein Bienenschwarm auf sein Antlitz nieder, ging, ohne ihm ein Leid beizufügen, aus seinem Munde aus und ein, und flog dann wieder davon. Der Vater schloß daraus auf die hohe Bestimmung seines Sohnes und schickte denselben nach Rom, um dort seine Bildung zu empfangen. Von Rom ging er nach Mailand und widmete sich der Jurisprudenz, und mit so ausgezeichnetem Erfolge, daß er ums Jahr 370 von Kaiser Valentinian zum Statthalter der Länder zwischen den Alpen, dem mittelländischen und adriatischen Meere und der Etsch ernannt wurde. Er gewann sich die Achtung und Liebe der Einwohner dieser Provinzen, welche gerade durch die arianischen Unruhen zerrüttet wurden, in so hohem Grade, daß er 374 von Katholiken und Arianern einmüthig zum Bischof von Mailand erwählt wurde. Ambrosius glaubte sich aber dieser Würde nicht gewachsen und entfloß Nachts, um ihr zu entgehen. Da fand er sich aber statt vor den Thoren von Pavia, wohin er wollte, plötzlich vor denen Mailands, und diesen Umstand als einen göttlichen Ruf betrachtend, ließ er sich die Priesterweihe ertheilen und ward Bischof. Er zeigte sich auch in dieser hohen kirchlichen Würde als ein bescheidener, duldsamer, für das Wohl seiner Gemeinde unausgesetzt thätiger Mann. Er starb im Jahre 397. Außer seinen theologischen Schriften soll er auch das berühmte „Te Deum laudamus!“ verfaßt haben, welches deßhalb der ambrosianische Lobgesang heißt; die historische Kritik hat aber dargethan, daß der erwähnte Hymnus erst hundert Jahre später gedichtet worden sei.

Hieronymus, der größte Eiferer für das asketische Leben und einer der fruchtbarsten Kirchenväter, wurde geboren 331 zu Stridon in Dalmatien, und von seinen wohlhabenden Eltern zu gelehrten Studien bestimmt. Zu Rom von dem Grammatiker Donatus unterrichtet, wurde er innig mit den griechischen und römischen Klassikern vertraut. Zugleich scheint er sich in diesem Zeitpunkt vor den Verführungen der üppigen Weltstadt nicht völlig bewahrt zu haben, denn er berichtet in seinen reifen Jahren, daß er als Jüngling ausschweifend gelebt habe. Indessen neigte er sich bald zum Christenthume hin und die Gräber der Märtyrer sollen den ersten Anstoß zu seiner Bekehrung gegeben haben. Auf Reisen in den Rheinlanden und durch Gallien kam er in vielfachen Verkehr mit christlichen Lehrern, und noch vor seinem vierzigsten Jahre ließ er sich in Rom taufen. Nachdem er sich hierauf längere Zeit zu Aquileia aufgehalten hatte, ging er nach Syrien und beschloß, hier Einsiedler zu werden. Er wanderte in die Wüste von Chalkis, im Jahre 374, und gab sich hier völlig asketischen Uebungen und eifrigem Studium der heiligen Schrift hin. Nach vier Jahren wurde er durch den an ihn ergangenen Ruf, als Presbyter nach Antiochien zu kommen, seiner Einsamkeit entzogen. Von Antiochien ging er nach Konstantinopel und von da nach Rom, wo er 383 als Erklärer der heiligen Schrift auftrat. Er fand vielen Beifall und bewog besonders viele der üppigen Römerinnen, ihre bisherige Lebensweise aufzugeben und ihren Leib mit Fasten und Entbehrungen zu kasteien. Eine asketische Lebensweise war ihm überhaupt das Ideal der Religiosität, und sein Eifer für mönchisches Leben, zu dessen Beförderung er ungemein viel beitrug, verleitete ihn oft zu den paradoxesten Behauptungen, wie er denn die Ehe bloß als ein nothwendiges Uebel betrachtete, und nur das an ihr zu rühmen fand, daß durch sie Mönche und Nonnen erzeugt würden. In

seinen Schriften*) erkennt man eine lebhafteste Phantasie, ausbreiteteste Sprachkenntnisse, einen anziehenden Vortrag, dagegen vermißt man die philosophische Tiefe. Von Rom aus reiste er im Jahre 386 nach Palästina, gründete in der Nähe von Bethlehem ein Kloster, mit dessen Leitung er bis zu seinem Tode, im Jahre 420, beschäftigt war.

Augustinus, der Heilige, ein sehr einflußreicher Lehrer der Kirche, ward am 13. November 354 zu Tagaste, einer kleinen Stadt in Afrika, geboren. Er hat uns sein Leben in seinen „Bekenntnissen“ selbst erzählt. Nachdem er seine erste Erziehung durch seine Mutter Monika erhalten hatte, ward er von seinen Eltern nach Madaura und Karthago gesandt, um dort seine Studien fortzusetzen und zu beendigen. Er war aber sinnlicher Natur und heißen Temperamentes, woher es kam, daß er, trotz seiner trefflichen Anlagen, seine Studien, die ihm zu trocken und zu langweilig waren, vernachlässigte, und seine Zeit mit Herzensangelegenheiten ausfüllte. Von seinem sechszehnten Jahre an hatte er mit Weibern vertrauten Umgang, und trug fünfzehn Jahre hindurch die Fesseln einer Geliebten, die ihm einen Sohn gebar. Eine, jetzt verlorene, Schrift Cicero's leitete ihn zur Philosophie hin und erkältete ihn gegen die Leidenschaft der Liebe. Indessen genügte ihm die Philosophie nicht; er lernte den Manichäismus kennen, und war neun Jahre hindurch Zuhörer dieser Sekte. Nach Verlauf dieser Zeit begab er sich, des Manichäismus satt, nach Rom und Mailand, um daselbst die Beredtsamkeit zu lehren. In Mailand aber lernte er den Bischof Ambrosius kennen, und dessen Bemühungen brachten, nebst der fleißigen Lektüre der paulinischen Briefe, in Augustinus eine völlige Sinnesänderung hervor. Er ward ein eifriger Anhänger und Vertheidiger der orthodoxen Kirche, und

*) Herausgegeben von Ballarstus, Verona, 1734—1742.

sich für einige Zeit in die Einsamkeit zurückziehend, schrieb er mehrere seiner Werke als Vorbereitung zur Taufe, welche er zugleich mit seinem Sohne Adeodat durch den großen Ambrosius empfing. Hierauf kehrte er nach Afrika zurück und verschenkte seine Güter an die Armen, indem er nur so viel behielt, als hinreichte, mäßig zu leben. Von dem Bischof zu Hippo ließ er sich, auf Bitten des Volkes, zum Priester weihen, erregte durch seine Predigten ungemeines Aufsehen und ward im Jahre 395 mit der bischöflichen Würde zu Hippo bekleidet. Er starb am 28. August 403 zur Zeit, als Hippo gerade von den Vandalen belagert wurde. In seinen theologischen Fehden mit Pelagius und Cölestinus hielt er das Prinzip der Gnade konsequent fest, indem er behauptete, der Mensch könne bloß durch die Gnade Gottes von den Folgen der Erbsünde befreit und der Seligkeit theilhaftig werden. Scharfsinn, Geistesreichthum und überzeugende Beredtsamkeit zeichnen seine Schriften*) aus, unter welchen die „vom Reiche Gottes (de civitate Dei)**)“ vorzüglich berühmt ist. Augustinus besaß auch sehr vielen Eifer für das Mönchsleben, indessen ist die Angabe falsch, als hätte er den Orden der Augustiner gestiftet.

Dies sind die Kirchenväter (patres ecclesiae) im engerm Sinne, denn im weitern Sinne nennt man alle Lehrer und Schriftsteller der christlichen Kirche bis auf die Zeiten der Scholastiker herab Kirchenväter. Die Kenntniß der Schicksale und Schriften der Kirchenväter hat man zum Inhalte einer eigenen Wissenschaft, der Patristik, gemacht, und die Kirchenväter selbst hat man, je nachdem sie sich zur griechischen oder lateinischen Kirche hielten, in griechische und lateinische eingetheilt.

*) Venedig, 1729—1735.

**) Deutsch von Silbert, Wien, 1826.

Zu jenen rechnet man vornehmlich: Klemens von Alexandrien, Origenes, Eusebius, Athanasius und Chrysostomus; zu diesen: Tertullian, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus.

Fünftes Kapitel.

Beschluß.

Wir haben oben die Verfolgungen erzählt, welche das aufblühende Christenthum von dem sinkenden Heidenthum zu erdulden hatte, und haben gesehen, daß man im Ganzen zehn solcher Christenverfolgungen durch verschiedene römische Kaiser zähle. Jetzt ist es Zeit, den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, seine Erhebung zur Staatsreligion des römischen Reiches zu berichten.

Der Mann, durch welchen das Letztere zu Stande gebracht wurde, war Konstantin, dem man den Beinamen des Großen gegeben hat. Geboren im Jahre 274 n. Chr. war er der Sohn des Konstantius Chlorus, welcher, nachdem die beiden Kaiser, die damals das ungeheure römische Reich regierten, Diokletian und Maximianus, die Regierung niedergelegt hatten, zugleich mit Galerius, dem Stolzen, Harten, an die Stelle derselben trat. Konstantius wurde in Mailand, Galerius in Nikomedia zum Kaiser ausgerufen. Es war gebräuchlich, daß jeder der beiden regierenden Kaiser, welche den Titel Augustus führten, einen Cäsar ernenne, um von diesem in Regierungsgeschäften unterstützt zu werden und demselben einst das Reich zu hinterlassen. Der rohe Galerius maßte sich nun ohne Weiteres, ohne Konstantius zu fragen, die Wahl der beiden Cäsar'n an, und ernannte zu solchen zwei Soldaten, Maximinus und Severus,

deren Charakter dem seinigen glich und die ihm sehr ergeben waren. Daraus geht hervor, daß Galerius nach der Alleinherrschaft trachtete, und den Konstantius nur deshalb noch schonte, weil er ihm zu mächtig war. Konstantius seinerseits suchte besonders seine Partei dadurch zu verstärken, daß er den Christen Schonung und Duldung angedeihen ließ, während sie von Galerius aufs Bitterste verfolgt wurden. Diesen Grundsatz seines Vaters, die Christen zu dulden und zu unterstützen, hatte der junge Konstantin schon frühe zu seinem eigenen gemacht. Der Letztere hatte sich vom Hofe des Galerius, der ihn als Unterpfeiler der Treue seines Vaters bei sich behalten hatte, nach Britannien geflüchtet, wo Konstantius ein großes Heer um sich versammelt hatte. Dieser aber erkrankte und starb daselbst im Jahre 306, und sogleich nach seinem Tode riefen die Soldaten den Konstantin zum Augustus aus. Galerius weigerte sich, ihn als solchen anzuerkennen, indem er seinen alten Freund Licinius gerne zum Augustus erhoben hätte, und gestand ihm nur den Titel Cäsar zu, was aber Konstantin nicht hinderte, die Länder, welche sein Vater innegehabt, nämlich Hispanien, Gallien und Britannien, sich zu unterwerfen. Indessen hatten die Römer den Cäsar Severus vertrieben, und den Sohn des abgetretenen Augustus Maximian, Maxentius, an dessen Stelle berufen. Sogleich erschien auch der alte Maximian auf dem Schauplatz, nahm den kaiserlichen Purpur wieder in Anspruch und scharte seine alten Soldaten um sich. Severus wurde, von seinen Kriegern verlassen, gefangen und im folgenden Jahre hingerichtet. Galerius zog nun, um seinen Cäsar zu rächen, selbst nach Italien, sah sich aber nach dem Abfalle vieler seiner Soldaten gezwungen, Italien zu räumen und sich nach Pannonien (Ungarn) zurückzuziehen. Um den Konstantin für sich zu gewinnen, gab ihm Maximian seine Tochter Fausta zur Ehe und gestand ihm die Augustuswürde

zu. Bald aber zerfiel Maximian mit seinem eigenen Sohn Marentius, und mußte, von diesem aus Italien vertrieben, bei Galerius Schutz suchen. Galerius wußte dieses trefflich zu benutzen, indem er in Beisein der beiden alten Kaiser, Diokletian und Maximian, zu Carnutum im Jahre 307, mit Uebergang des Konstantin und Marentius, seinen Freund Licinius zum Augustus ausriefen ließ. Von Carnutum aus begab sich der unstäte Maximian zu seinem Schwiegersohn Konstantin nach Gallien, und machte allerlei Versuche, diesem sein Heer abwendig zu machen. Konstantin ließ ihn deßhalb verhaften, und dann im Jahre 310, als Maximian einen Mordanschlag auf ihn gewagt hatte, erdrosseln. Ein Jahr darauf starb auch der grausame Galerius, nachdem er, auf dem Todtbette sein entsetzliches Wüthen gegen die Christen bereuend, ein Edikt hatte ausgehen lassen, durch welches den Christen Religionsfreiheit zugesichert wurde, was jedoch von geringem Erfolge war, indem im Morgenlande der Cäsar Maximinus die Verfolgungen gegen sie bald erneuerte, und auch Marentius sie mit Willkür und Härte behandelte. Es beherrschten jetzt vier Männer das römische Weltreich, nämlich Licinius und Maximinus im Osten, Marentius und Konstantin im Westen. Bald schlossen sich von diesen Vieren je Zwei und Zwei an einander, Licinius verband sich mit Konstantin, Marentius mit Maximinus, und bald mußte unter den ehrgeizigen Herrschern der Kampf ausbrechen. Unter dem Vorwande, seinen Vater zu rächen, sammelte Marentius ein Heer, mit welchem er seinen Schwager Konstantin in Gallien angreifen wollte. Allein dieser kam ihm zuvor, überstieg mit einer versuchten Armee, in welcher sehr viele Christen dienten, die Alpen, rückte, nachdem er in Oberitalien zwei feindliche Heerhaufen geworfen, auf Rom los und lieferte, unweit der Tiber, der Hauptmacht des Marentius eine Schlacht. Es war der 27. Oktober 312, ein für das Christenthum höchst wich-

tiger Tag, denn an ihm mußte es sich entscheiden, ob Konstantin und mit ihm das Christenthum in der römischen Welt herrschen sollte. Der kluge Heerführer ließ, um die Menge der Christen, die in seinem Heere dienten, zur höchsten Tapferkeit zu entflammen und zugleich die Christen in der Armee des Maxentius für seine Sache zu gewinnen, die Schilder seiner Krieger mit dem Symbol des Christenthums, mit dem Kreuz bezeichnen, welcher Umstand zu mancherlei Sagen Veranlassung gegeben hat. Der Kirchenvater Eusebius erzählt, Konstantin habe ihm in hohem Alter gesagt, am Tage vor der Schlacht mit Maxentius sei ihm am hellen Mittag ein Kreuz in der Luft erschienen mit der Umschrift: *in hoc signo vinces* (unter diesem Zeichen wirst du siegen)! Gewiß ist, daß in den folgenden Jahren Konstantins Hauptfahne mit dem Kreuze und der eben angeführten Inschrift geschmückt wurde. Maxentius verlor die Schlacht, seine Armee ward in die Flucht geschlagen und er selbst stürzte im Gewühl der Fliehenden über das Geländer der Tiberbrücke herab und ertrank. In Folge dieses Sieges empfing Konstantin die Huldigung von ganz Italien und den afrikanischen Provinzen. Kurz nachher hatte er eine Zusammenkunft mit Licinius, befestigte das gegenseitige Zutrauen, gab ihm seine Schwester Konstantia zur Ehe und erließ mit ihm gemeinschaftlich die Verordnung, daß fortan alle Religionen im römischen Reiche gleiche Duldung genießen sollten. Dann brach er nach Gallien auf, wohin ihn drohende Einfälle der Germanen riefen. Auf dem Wege dahin gebot er von Mailand aus, daß den Christen alle konfiszierten Güter zurückgegeben werden sollten. Im nämlichen Jahre (313) entledigte sich Licinius des Maximinus im Orient durch eine glückliche Schlacht. Maximinus vergiftete sich auf der Flucht, und so hatte denn das ungeheure römische Reich bloß noch zwei Gebieter. Es war vorauszu-
sehen, daß ein letzter Kampf für die Alleinherrschaft des Einen

oder des Andern entscheiden mußte. In der That bereiteten sich auch die Herrscher bald zu diesem Kampfe vor, und wie Konstantin die Christen für sich zu gewinnen gewußt hatte, so suchte Licinius seinerseits die Heiden an seine Sache zu fesseln, indem er sie begünstigte und die Christen zu verfolgen begann. Schon im Jahre 314 brach der Krieg aus. Licinius verlor in Pannonien ein großes Treffen und darauf ein zweites, was ihn bewog, einen nachtheiligen Frieden einzugehen. Dieser dauerte bis 323, wo die letzte Entscheidung zu Gunsten Konstantins ausfiel. Im Juli dieses Jahres gewann der Letztere den großen Sieg bei Adrianopel, Licinius floh nach Asien, Konstantin verfolgte ihn, schlug die Schlacht bei Chrysopolis und gewann auch diese. Auf die Fürbitten seiner Schwester versprach Konstantin, das Leben seines besiegten Nebenbuhlers in der Weltherrschaft zu schonen, wenn dieser freiwillig jedem Anspruch auf die Regierung entsagen wollte. Licinius ging diese Bedingung ein, ward von seinem Schwager freundlich empfangen, dann aber auf dessen Befehl hinterlistig an einen entfernten Ort gebracht und dort umgebracht. Zwei Jahre nachher ward auch sein unmündiger Sohn von Konstantin dem Vater nachgesandt. Auf diese Weise war Konstantin Alleinherrscher des römischen Reiches geworden, und als sein Sieg entschieden war, bekannte er sich feierlich zu dem christlichen Glauben, wenn er sich auch erst gegen das Ende seines Lebens hin taufen ließ. Den Kaiser bewog innere Ueberzeugung sowohl, als auch kluge Politik zu diesem Schritt. In Wahrheit stand der Sieg des Christenthums bereits fest, und Konstantin brauchte denselben gleichsam nur öffentlich zu bestätigen; eine vernünftige Politik forderte gebieterisch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Daß sich Konstantin zu seinen Handlungen nicht einzig und allein durch religiösen Eifer bestimmen ließ, wird am Besten dadurch bezeugt, daß er nach der Be-

siegung des Marentius den Titel eines Oberpiefsters (Pontifex Maximus) annahm und sich den heidnischen Opfergebräuchen unterzog, weil er damals die Heiden noch schonen mußte. Dagegen muß auch wieder anerkennend hervorgehoben werden, daß sich Konstantin zum Christenthum schon damals hingeneigt hatte, als er noch keine oder nur eine höchst geringe Aussicht hatte, mit Hülfe der neuen Religion sich zum Herrn des größten Reiches zu machen. Vom Jahre 323 an war also das Christenthum zur Staatsreligion erklärt, die Zeit seines Kampfes war vorüber, die Zeit seiner Triumphe begann, denn die kurze Erschütterung durch Julianus, der wir sogleich gedenken werden, ging zu schnell vorüber, um das Christenthum in seiner Entwicklung und weitem Verbreitung aufzuhalten. Konstantin starb im Jahre 337. Seine Söhne hielten die politischen Grundsätze ihres Vaters fest, und wichen nur insofern von denselben ab, als sie gegen das Heidenthum eine entschiedenere Feindseligkeit zeigten, als er zu zeigen für gut gefunden hatte. Die heidnischen Tempel wurden geschlossen oder zerstört, die, welche den alten Göttern zu opfern wagten, mit dem Tode bedroht, und nur in der Stadt Rom blieb dem alten Kultus eine förmlich zugesicherte Freistätte.

Eine vorübergehende Gefahr bedrohte das Christenthum, als Julianus, dem die Christen seines Abfalls vom Christenthum wegen den Beinamen Apostata (der Abtrünnige) gegeben haben, im Jahre 361 auf den kaiserlichen Thron gelangte. Er war der Sohn des Julius Konstantius, und wurde im Jahre 331 zu Byzanz, welche Stadt sein Oheim zur Hauptstadt des Reiches erhoben und nach seinem Namen genannt hatte. In früher Jugend mußte er sehen, wie sein Vater und mehrere Glieder seiner Familie auf Befehl Konstantius II., seines Veters, niedergemetzelt wurden, und diese traurigen Erlebnisse mögen Vieles zu der eigenthümlichen Richtung seines Geistes beige-

tragen haben. Diese eigenthümliche Richtung bestand in einer lebhaften Abneigung gegen das Christenthum, welches er schon als die Religion der Verderber seines Hauses verabscheuen zu müssen glaubte, und in der Vorliebe für den frohsinnigen Götterglauben Griechenlands. Als er zugleich mit seinem jüngern Bruder Gallus zum christlichen Priester bestimmt ward, gewannen seine antichristlichen Grundsätze immer mehr an Umfang und wurden genährt und gestärkt durch den „verstohlenen Umgang“ mit den Dichtern und Philosophen des klassischen Alterthums. In seinem reifern Jünglingsalter genoss er zu Athen und Nikomedien den Unterricht heidnischer Lehrer, und trat dann zum Heidenthum über. Im Jahre 360, von den gallischen Legionen, deren Anführer er geworden, zum Kaiser ausgerufen, ward er nach dem, im nächsten Jahre erfolgten, Tod des Kaiser Konstantius, allgemein als Herrscher des Römerreichs anerkannt, und nun ging er ans Werk, dem Heidenthum seine Oberherrschaft zurückzugeben, wobei er jedoch die Christen keineswegs grausam verfolgte. Aber sie wurden von allen öffentlichen Aemtern entfernt und zum Wiederaufbau der zerstörten Göttertempel gezwungen. Auch die Juden unterstützte er, um durch sie das Ansehen des Christenthums zu neutralisiren, und um dasselbe von Innen heraus zu vernichten, gestattete er allen kaiserlichen Sekten freie Religionsübung. Uebrigens dürfen seine persönlichen Tugenden, seine Redlichkeit, Einfachheit und milde Vorsorge für seine Unterthanen nicht verschwiegen werden. Er war auch als Schriftsteller thätig *). Auf einem Feldzuge gegen die Perser im Jahre 365 gefährlich verwundet, starb er in der folgenden Nacht, und mit seinem Tode zerfielen seine antichristlichen Bestrebungen in Nichts.

*) Seine Schriften wurden so vollständig, als möglich, herausgegeben von Spanheim, Leipz., 1696.

Nach Julian's Tode kamen wieder christliche Kaiser auf den Thron, welche aber nichts geradezu Feindliches gegen das Heidenthum unternahmen. Erst Kaiser Theodosius verübte, von zelotischen Mönchen aufgereizt, die wenig vom Geiste jener großen Kirchenlehrer besaßen, welche die Herrschaft des Christenthums nicht durch äußerliche Zwangsmittel, sondern durch innern Gehalt ausgebreitet wissen wollten, Gewaltthätigkeiten gegen die, welche noch fest an dem alten Götterdienst ihrer Ahnen hielten. Vom Jahre 392 wurde jede Weise heidnischer Gottesverehrung als Staatsverbrechen angesehen, und vor der Mitte des fünften Jahrhunderts war in den orientalischen Provinzen des Römerreiches die heidnische Religionsübung völlig ausgerottet; so bald auch in den abendländischen. Nur in den Philosophenschulen, in einzelnen vornehmen Geschlechtern und in entlegenen einsamen Bauerschaften (daher Paganismus, Paganen=Heiden) führte das Heidenthum noch ein hinsiechendes Dasein. Mit den Philosophenschulen, welche Justinian I. im Jahre 529 vernichtete, wurde ihm seine letzte Stütze entzogen. Nur die tapfern, freiheitsglühenden Mainotten in der Umgegend des alten Sparta vertheidigten noch längere Zeit ihre angestammte Religion, und in unzulänglichen Theilen der italiänischen Inseln finden sich noch im siebenten Jahrhundert Heiden. Zu Rom erhielten sich ebenfalls noch einige Zeit lang heidnische Uebungen und Festlichkeiten, und manche derselben gingen in die christliche Kirche über. Aber das Christenthum hatte in diesen Zeiten bereits gesiegt, das Griechen- und Römerthum war vernichtet und für immer dahin, das Kreuz triumphirte auf den Trümmern der alten Welt und mit ihm neue Ideen und eine neue Zeit.

Als der Sieg des Christenthums über das Heidenthum entschieden war, suchte sich die Kirche eine immer kompaktere, bestimmtere Ordnung und Einrichtung zu geben. Da diese Ordnung und Einrichtung natürlich zunächst von der Geistlichkeit ausging, so wußte sich diese immer mehr Ansehen zu verschaffen und sich bald als eine vor den Laien (Nichtgeistlichen) bevorzugte Kaste zu konstituiren. So zeigte sich sehr bald, welchen Einfluß die Aneignung des mosaischen Priesterthums auf das Christenthum auszuüben im Stande war. Die Kirchengesetze, und nicht minder die Dogmen (Lehrsätze) des Glaubens, wurden durch allgemeine Kirchenversammlungen bestimmt, auf welchen die Bischöfe zusammenkamen. Die erste dieser allgemeinen Kirchenversammlungen war die zu Nizäa, welche, von Konstantin berufen, im Jahre 325 gehalten wurde. Es waren dabei bereits über zweihundert und fünfzig Bischöfe anwesend, so viele Sprengel hatten sich bereits gebildet. Es ist diese Kirchenversammlung vorzüglich durch die Aufstellung des christlichen Glaubensbekenntnisses berühmt, welches forthin für alle Christen gültig sein sollte. Außer den allgemeinen Kirchenversammlungen erließen auch die Kaiser Kirchengesetze, ingleichen die Synoden. Die Verordnungen über die Verhältnisse der Kirche zum Staat und umgekehrt finden sich in den berühmten Gesetzesammlungen des Theodosius und Justinian (Codex Theodosianus und C. Justinianus).

Eine äußerst beachtenswerthe Erscheinung in der Geschichte des Christenthums bildet die Möncherei, das Mönchswesen. Es hat zur Heimat den Orient, aus dem so manche phantastisch-asketische Erscheinung hervorgegangen ist. Als die Lehre Jesu sich allmählig mehr und mehr verbreitete, wurden

Viele dadurch zu tiefsinnigen Grübeleien angeregt*), deren Resultate dann die Verachtung alles Irdischen, eine ekstatische Sehnsucht nach dem rein Geistigen, Uebersinnlichen war, indem es, wie ein neuerer Historiker sagt**), „von jeher Menschen gegeben hat, welche sich von allem Irdischen frei zu machen suchten, um ganz dem Nachdenken über das Ewige und Uebersinnliche sich weihen zu können, welche die Erfüllung der Pflichten des gewöhnlichen Menschenlebens, die irdische Sorge für sich und die Mitmenschen ändern überließen, in der Erhebung ihres Gemüthes zum Uebersinnlichen allein Seligkeit fanden und die Beschäftigung mit Gott und der Ewigkeit ihre ganze geistige Kraft zuwandten.“ Das Mönchswesen ging, auf derartige Grundsätze gestützt, hauptsächlich aus den Wüsten des obern Aegyptens, aus der Gegend von Theben, aus, wohin sich schon in den frühesten Zeiten des Christenthums einzelne Männer zurückgezogen hatten, um fern von allem Weltgewühl als Anachoreten (Einsiedler) ein beschauliches, asketisches Leben zu führen. Meistens dienten ihnen Felsengrotten in den Gebirgen jener Genden zur Wohnung. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts sammelte der heilige Antonius eine Anzahl von Einsiedlern um sich, in der Absicht, den gottesdienstlichen Uebungen der Wüste in Gemeinschaft obzuliegen. Weit berühmter, als diese Verbindung, wurde die, welche der Schüler des erwähnten Heiligen, Pachomius, ums Jahr 330 stiftete. Auf einer der Inseln des Nil, Tabenna, erbaute er mehrere Häuser, in deren jedem eine gewisse Anzahl Monachi (Mönche) unter der Leitung eines Priors zusammenlebte. Die ganze geistliche Kolonie bildete das Monasterium oder Cönobium und wurde von dem

*) Hiemit soll aber nicht gesagt werden, daß keine Religion, außer dem Christenthum, Einsiedler und Mönche hervorgebracht habe.

**) W. Fr. Volger, Weltgesch. Bd. I. S. 296.

Abbas (d. h. Vater, Abt) geleitet, der für eine gleichförmige Lebensordnung des Ganzen sorgte. Als Pachomius gestorben, hatte sich die Mönchskolonie auf Tabenna bis zu fünfzigtausend Personen vermehrt. Auch in andern Ländern bildeten sich derartige Gemeinschaften, und sogar in den Städten, wo dann die Mönche die Abgelegenheit der Wildniß durch das Verbot, auszugehen und mit den Leuten zu verkehren, zu ersetzen suchten. Daher kam es, daß man die Monasterien claustra, Klöster, d. h. verschlossene Orte, nannte. Seit der Mitte des vierten Jahrhunderts bildeten sich auch Frauenklöster, und da der Zudrang zu den Anstalten dieser Art immer größer wurde, so gab ihnen der heilige Basilus bestimmte Regel und Ordnung, wenn gleich die eigentlichen Klostergelübde noch nicht gebräuchlich waren. Diese wurden erst im sechsten Jahrhundert durch den heiligen Benedikt von Nursa eingeführt und hauptsächlich seiner strengen Zucht, seinen zweckmäßigen Vorschriften war es zu danken, daß die Klöster zu jener Zeit Sitze einer wahren Frömmigkeit, einer ungeheuchelten Mäßigkeit und eines lobenswerthen Fleißes waren. Zwei große Verdienste wird man ihnen überdieß nicht absprechen können, nämlich die Befehrung und Entwildernng der germanischen und slavischen Völkerstämme, so wie die Kultivirung ihrer Länder, und die Aufnahme der Wissenschaften in ihre stillen Räume, als sie draußen in dem Weltgetümmel zu Grunde zu gehen anfangen. Nur der beschränkteste Zelotismus vermag es zu leugnen, welche große Wohlthat die Klöster den kommenden Geschlechtern erwiesen, als sie der verachteten Wissenschaft und Gelehrsamkeit ein Asyl eröffneten. Freilich, als sie von Fürsten und Völkern hochgeehrt, reich und mächtig geworden, da vergaßen die Klöster ihre ursprüngliche Bestimmung, und nun wurden ihre Mauern der Tummelplatz aller Lüste der Welt, und die Sittenverderbniß in diesen Anstalten mußte um so schädlicher sein, als eine gottes-

lästerliche Heuchelei sie zu verbergen und zu bemänteln trachtete. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts war das Bedürfniß einer Reformation der Klöster allgemein geworden, und diese Reformation ging wirklich von dem berühmten Kloster Clugny in Burgund aus, wobei die fast vergessene Klosterzucht des heil. Benedikts zur Richtschnur diente. Allein dennoch zeigte es sich bald, daß die Klöster sich überlebt hatten. Ihre Zeit war vorüber, und nur ein starrköpfiges Widerstreben gegen die Fortschritte der Menschheit kann die Meinung festhalten, die Klöster trügen auch jetzt noch zur Aufrechthaltung der Religiosität Etwas bei. Jetzt bestehen noch Klöster in Italien, in der Schweiz, in Baiern, in Oestreich, in Rußland, in Belgien, in Irland, im Orient, Mexiko und Südamerika; in der pyrenäischen Halbinsel aber, dem früheren Hauptsitz des Mönchthums, haben sie aufgehört zu existiren.

Seit den Zeiten Konstantins begann sich der christliche Kultus zu entwickeln, und die Weise der Gottesverehrung der ersten Christen hatte ihre ursprüngliche Einfachheit bald völlig verloren. Die Christen liebten es, ihren Sieg besonders auch durch die Errichtung von Kirchen zu beweisen. So entstand an allen Orten schnell eine Menge von Tempelbauten, welche vornehmlich nach zwei Modellen, entweder als Basiliken oder Rotunden angelegt wurden. Die Basilika war ein längliches Viereck, von Säulenreihen durchschnitten und in eine halbrunde Halle auslaufend. In dieser befand sich, durch Vorhänge vom Schiff der Kirche getrennt, der Hauptaltar, hinter welchem die Sitze des Bischofs und der übrigen Geistlichen angebracht waren. Vor dem Altar war ein erhöhter Platz für die Sänger, und diesem zur Seite die Kanzel. Nach und nach

entstand der Gebrauch, beim Bau der Kirchen die Kreuzform zum Modell zu nehmen. Die Rotunda, von ihrer runden Form so genannt, war eine Art kleinerer Tempel. Frühe schon begann man die Wände der Kirchen mit Bildern zu schmücken, zu deren Gegenstand man vornehmlich Christus, den Herrn, die Apostel, so wie auch die Mutter Jesu nahm. Es wurde bald herrschendes Kunstgesetz, diese Personen in altrömischer Tracht darzustellen. Gott der Vater sollte nicht abgebildet werden, hieß es, denn er sei nur im Sohne sichtbar. Später wurden auch die Geschichten des alten Testaments und die der Märtyrer zu Gegenständen kirchlicher Malerei. Sehr alt ist die Idee, Christus als Lamm darzustellen; Kruzifixe wurden erst im siebenten Jahrhundert gebräuchlich. Man muß aber immer die Wahrheit festhalten, daß sinnliche Darstellungen des Göttlichen einzig und allein als Sinnbilder des Uebersinnlichen betrachtet wurden, und wenn in spätern Zeiten mit Heiligenbildern u. s. w. von unwissenden oder übelgesinnten Menschen der vielfachste Unfug getrieben wurde, so läßt sich dadurch keineswegs die absurde Behauptung rechtfertigen, der zufolge die katholische Kirche mit den Heiligenbildern wirkliche Abgötterei getrieben hätte. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß die Verehrung der Heiligen selbst nur allzu oft über alle Schranken der Vernunft hinausging.

Erst seit Augustinus wurde die Kindertaufe allgemein, indem sie vorher gewöhnlich an Erwachsenen vollzogen worden war. Das Abendmahl verlor bald seine ursprüngliche Gestalt, die schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts als eine alterthümliche Sitte angesehen wurde. Als sich die Geistlichkeit immer strenger von den Laien schied, trachtete sie diesen Unterschied auch in der äußerlichen Erscheinung darzulegen. So schoren sich die Mönche die Haare und der römische Klerus führte die Tonsur unter sich ein. Je nach ihrem Range oder

ihren Funktionen bedienten sich die Geistlichen auch verschiedener Gewänder, und im siebenten Jahrhundert führten die Bischöfe des Abendlandes bereits Ring und Stab, als Zeichen ihrer Würde. Außer dem Sonntag, dessen Feier Konstantin strenge geboten hatte, wurden durch die Kirche bald mehrere Tage festlich begangen. So Weihnachten, Ostern, das Himmelfahrtsfest, Pfingsten. Dazu kamen mehrere Marien- und Heiligenseste. Auch wurde die Verdienstlichkeit von Pilgersfahrten an Orte hin, die durch das Leben des Herrn oder großer Männer der Kirche berühmt geworden, frühe hervorgehoben. Besonders wurde Palästina das Ziel solcher Wallfahrten, als zu Jerusalem unter einem heidnischen Tempel das Grab des Herrn aufgefunden und durch Konstantin eine christliche Kirche über demselben erbaut worden war. Diese Pilgersfahrten nach dem heiligen Lande gaben dann später Veranlassung zu der großartigen Erscheinung der Kreuzzüge, welche die Eroberung Jerusalems und der heiligen Orte bezweckten, Europa über sieben Millionen Menschen kosteten und das Schauspiel einer neuen Völkerwanderung darboten.

Es herrscht kein Zweifel darüber, daß aus dem Judenthum sowol, als auch aus dem Heidenthum Vieles in den christlichen Kultus übergegangen ist. Diese Thatsache findet einigermaßen ihre Begründung durch das Bestreben der Kirche, den beschränkten Vorstellungen der kaum bekehrten Völker durch sinnlichen Pomp des Gottesdienstes zu Hülfe zu kommen, wobei freilich nicht verschwiegen werden kann, daß der Geist leider sehr oft durch Ceremonieen und Glitter überwuchert wurde. Lampenschimmer und Kerzenglast, so wie der Weihrauchdust zog aus den heidnischen Tempeln in die christlichen herüber, und insbesondere Papst Gregor der Große bemühte sich, dem Gottesdienst ein glanzvolles Ansehen zu geben. Neben den Kanzelvorträgen wurde für die Ausbildung des Kirchengesangs eifrig gesorgt, und die-

fer wurde zuerst in Antiochien kunstgemäß behandelt und dann durch Ambrosius auch im Abendlande eingeführt und gefördert. Die Uebung kirchlichen Gesanges gab den Anstoß zu jener erhabenen Poesie der christlichen Kirche, deren Produktionen wir noch jetzt mit dem vollsten Rechte bewundern. In den ältesten Poesien der Kirche verschmolzen sich griechische Klarheit und Einfachheit mit dem Schwung des hebräischen Psalms; so in den Hymnen des Klemens von Alexandrien, des Gregor von Nazianz und des Synesius. Tiefer, melancholischer, ergreifender und gedämpfter sind die Gesänge des römischen, durch Ambrosius begründeten, Kirchengesangs. Und je mehr sich die Kirche emporhob zu ihrem triumphirendsten Glanze, desto imposanter und prachtvoller wurden auch ihre Hymnen, geschmückt mit den glänzendsten Bildern und Gedanken. Wie ungeheuer erschütternd ist das berühmte Requiem „dies iræ“, welche zarte und süße Klagetöne haucht das „stabat mater“ und welche Pracht, welchen Triumph entfaltet endlich der Hymnus *), welchen der

*) Damit der Leser über die Schönheit und Größe kirchlicher Dichtkunst selbst zu urtheilen im Stande sei, geben wir hier den damianischen Hymnus in der Uebersetzung, welche Fortlage davon geliefert hat:

Zu des ewgen Lichtes Quellen ist der durst'ge Geist entbrannt,
Und die eingeschlossene Seele sprengte gern des Körpers Band,
Kämpft und ringt in der Verbannung, strebt empor zum Vaterland.

Während sie in Schmerz und Kummer aus dem Drucke seufzt empor,
Muß sie stets den Glanz betrachten, den durch Abfall sie verlor,
Denn verschmerzten Glücks Gedächtniß ruft vorhandnes Leid hervor.

Denn wer schildert das Entzücken in des Friedens ewgem Stral,
Wo sich aus lebendgen Perlen hebet der Paläste Zahl,
Wo von Gold die Tische schimmern in dem hochgewölbten Saal.

Denn aus Edelsteinen sind die Häuser dieser Stadt gebaut,
Und belegt mit reinem Golde werden Straßen hier geschaut,
Ohne Schmutz und Unreinheiten, kein Getös auch macht sich laut.

Kardinal Damiani auf die Freuden des Paradieses dichtete. Aus der lateinischen Sprache ging der Kirchengesang dann auch in die übrigen Sprachen Europa's über, wobei zu bemerken ist, daß der Protestantismus den Triumphton der katholischen Hymnen wieder aufgab, und bei größerer Mächternheit und

Winters Kälte, Sommers Hitze drücken, niemals diesen Ort,
Wiesen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort,
Und in ewgem Frühling blühen dort die Rosen fort und fort.

Balsam schwingt, es glüht der Safran, Lilien blühen im weißen Kleid,
Wo der Duft von edlen Hölzern und Aromen sich zerstreut,
Und in grünen Wäldern reifen Früchte der Unsterblichkeit.

Sonn' und Mond sind hier erloschen, wie auch der Gestirne Heer,
Denn das Lamm taucht selbst den Wohnort ein in seines Lichtes Meer,
Ein nie untergehender Tag ist, Nacht und Zeiten sind nicht mehr.

Auch die Heiligen glänzen alle, wie die Sonne hell und klar,
Bringen nach errungnem Siege jubelnd Preis und Ehre dar,
Ueberzählend ihre Kämpfe, der besiegten Feinde Schar.

Aller Fehl ist abgewaschen, alle Lockung, aller Schmerz,
Und das Fleisch ist Geist geworden, Leib und Geist sind nur ein Herz,
Sie genießen ewgen Frieden, aller Streit sank niederwärts.

Und sie ziehn in ihren Ursprung, vom Beweglichen befreit,
Schaun die gegenwärtige Wahrheit, ohne Schein und ohne Kleid,
Trinken aus lebendigen Quellen urgeborne Süßigkeit.

Daher schöpfen sie des Lebens ewige Erneuerung,
Klar, lebendig, lieblich ohne jegliche Verminderung,
Ohne Krankheit, immer blühend, ohne Alter, ewig jung.

Daher ziehn sie unvergänglich Dasein, denn es starb der Tod,
Daher blühen sie hell und grünen, denn in Noth kam hart die Noth,
Und das Recht ist abgerungen, womit lang der Tod gedroht.

Einfachheit, auch ein polemisches Element in sich aufnahm, was besonders in Luthers Tagen der Fall war. Die deutsche Kirchenpoesie neuerer Zeit betreffend, haben sich vorzüglich Novalis in mystischer, Gellert in populärer Richtung, als Repräsentanten derselben hingestellt.

Und sie kennen den Allweisen, Nichts ist ihnen unbekannt,
In der fremden Brust Geheimniß bringt ihr heiliger Verstand,
Und ihr Wollen und Nichtwollen ruht auf einem Gegenstand.

Und wenn Jeder gleich der eignen Arbeit Früchte ernten muß,
Streut die Liebe Allen reich doch aus von ihrem Ueberfluß;
Und so wird, was Einer erntet, allen Andern zum Genuß.

Um den heiligen Leichnam sammeln sie, wie Adler, sich zumal,
Wo sich mit den Engeln leget heiliger Seelen große Zahl,
Und die Bürger zweier Welten essen Brod von einem Mahl.

Und Genuß hier und Begierde quillt im unerschöpften Fluß,
Denn die Reizung schafft nicht Dual hier, der Genuß nicht Ueberdruß,
Der Genuß treibt nur zur Reizung und die Reizung zum Genuß.

Aus der süßen Flötenstimme quillt der Bach der Melodie,
Instrumente, süß den Ohren, können jauchzend Harmonie,
Denn sie singen Preis dem König, welcher ihnen Sieg verlieh.

Glücklich, glücklich ist die Seele, die vor ihrem König steht,
Unter deren Füßen unten sich des Weltalls Axe dreht,
Sonn' und Mond mit den Gestirnen ferne nur vorübergeht.

Christus, Palme tapfrer Kämpfer, die gesiegt im heißen Streit,
Führe mich in diese Ruhstatt nach gelöstem Waffentleid,
Mache mich zum Mitgenossen in der Stadt der Seligkeit!

Stähle meine Kraft in Kämpfen, ohn' Ermüden, Schlag auf Schlag,
Daß nach harter Kriegesarbeit ich erschau' den Ruhetag,
Und aus deinen eignen Händen meinen Lohn empfangen mag!

Bei der schnellen Ausbildung der christlichen Hierarchie hatte sich bereits eine große Menge von bischöflichen Sprengeln oder Diocösen gebildet, unter welchen sich die von Jerusalem, Alexandrien, Ephesus, Antiochien und Rom hervorthaten. Die Bischöfe dieser Sprengel beriefen Synoden und übten auf die Beschlüsse derselben den gewichtigsten Einfluß; aus der Reihe dieser Bischöfe gingen auch die Patriarchen, die Erzbischöfe oder Metropoliten hervor. Auf der Synode zu Nizäa wurden die Vorrechte der Bischöfe von Rom, Alexandrien und Antiochien feierlich anerkannt. Die Kirchensammlung zu Konstantinopel gesellte ihnen noch bei den Bischof der neuen Hauptstadt des Reiches, und diesen vier Kirchenhäuptern fiel allmählig alle kirchliche Gewalt zu. Aber im Verlaufe der Zeit gewannen die Bischöfe von Rom in rascher Steigerung den Vorrang über alle ihre Kollegen, und zur Erhöhung des apostolischen Stuhls trug wesentlich auch bei die heilige Sage, daß Petrus, auf welchen der Herr einst vornehmlich seine Kirche gebaut habe, zu Rom gelehrt und gelitten hätte. Die römischen Bischöfe wußten ihr steigendes Ansehen außerordentlich klug und konsequent zu benützen, so daß sie bald von einem Glanze umstrahlt wurden, der sich in den Zeiten des Mittelalters über den christlichen Erdfreis ausdehnte und die ungeheuersten Wirkungen hervorbrachte. Zur Begründung der päpstlichen Macht hat besonders viel beigetragen Leo I. *), den man nicht mit Unrecht den Großen genannt hat. Er betrachtete die römischen Bischöfe, als Nachfolger des Apostel Petrus, als das Haupt der Kirche im Orient und Occident kraft göttlicher Einsetzung. Diesen Grundsatz hielt

*) Dargestellt in einer gebiegenen Schrift von Arendt, unter dem Titel: Leo der Große, und seine Zeit. Mainz, 1835.

er fest und führte ihn so siegreich durch, daß der Kaiser Valentinian III., auf Leo's Andringen, im Jahr 445 ein Edikt erließ, durch welches dem römischen Stuhle die höchste gesetzgebende und richterliche Gewalt über die ganze Kirche zugesprochen wurde. Dieses höchst wichtige Gesetz hatte Leo dadurch erlangt, daß er dem Kaiser vorstellte, wie vortheilhaft für das Wohl des Reiches es sei, alle Provinzen desselben durch ein kirchliches Band zu vereinen. Leo, auch als Schriftsteller und Prediger ausgezeichnet, erwarb sich auch dadurch noch große Verdienste, daß er, als im Jahre 452 der schreckliche Hunnenkönig Attila Italien mit einem Einfalle bedrohte, durch seine würdevolle Haltung und Beredtsamkeit den großen Länderverwüster zum Rückzuge bewog. Dieses Ereigniß erschien so wundersam, daß es die Volksfage dadurch erklärt, der heilige Petrus sei seinem Nachfolger mit drohendem Schwerte zur Seite gestanden, als der Letztere zu Attila sprach *).

Seit dem sechsten Jahrhundert führten die römischen Bischöfe den Titel Päbste, und ihr Kampf für die Oberherrschaft über die Kirche nahm den glücklichsten Ausgang. Aber die päpstliche Gewalt begnügte sich mit diesem Siege nicht, sondern trat, von Päbsten wie Gregor VII. (v. 1073—1085), Alexander III. (v. 1159—1181), Innocenz III. (v. 1198—1216) geleitet, kühn gegen die weltliche Macht in den Kampf und wußte ihren Ansprüchen endlich die oberste Geltung in allen Dingen, in geistlichen und weltlichen, zu verschaffen. Bann und Interdikt, diese zwei furchtbaren Waffen in den Händen der Päbste, jener einzelne Personen, dieses ganze Länder aus der christlichen Gemeinschaft ausschließend, traten die Ansprüche der Vernunft sowol, als den Widerstand der weltlichen Macht siegreich zu Boden. Desterz geschlagen, aber nie besiegt,

*) K. Hase, Kirchengeschichte, dritte Aufl. S. 163.

waren die Päbste, diese Knechte der Knechte Gottes *), den größern Theil des Mittelalters hindurch die unumschränkten Gebieter der Welt, und wenn auf der einen Seite das Papstthum in seiner Vollendung ein großartiges Zeugniß von der Macht des Geistes ablegt, so ist es auf der andern doch sehr betrübend, daß die Menschheit Jahrhunderte hindurch die Fesseln herrschsüchtiger Priester trug, deren Gewalt einzig und allein auf die Meinung gegründet war. Wir werden später noch einmal auf das Papstthum zu sprechen kommen.

Nicht erst beim Ausgang des Mittelalters, nicht erst durch die Reformation, hat sich die christliche Kirche in Parteien gespalten, sondern schon weit früher trat eine große Spaltung (Schisma) in der christlichen Welt ein durch die Trennung der morgenländischen oder griechischen von der abendländischen oder lateinischen (römischen) Kirche. Zu dieser Trennung wirkten verschiedene Umstände bei. Eines theils war eine enge Gemeinschaft der Kirche schon durch die ungeheure Ausdehnung des römischen Reiches, und anderntheils vornehmlich wegen der Verschiedenheit der Orientalen und Occidentalen in Beziehung auf Sitte, Sprache und Denkart sehr schwer festzuhalten. Sodann wirkte von politischer Seite die Trennung des Reiches durch Theodosius in ein morgenländisches und in ein abendländisches Kaiserthum nachtheilig auf die kirchliche Gemeinschaft ein, und endlich wurde der drohende Bruch immer mehr gefördert und erweitert durch die gegenseitige Eifersucht der Patriarchen von Rom und Konstantinopel. Bei so beschaffenen Umständen mußte es kommen, daß schon im Jahre 484 der

*) *Servus servorum Dei*. Diesen Titel gaben sich die Päbste vornehmlich von Papst Gregor dem Großen (von 590—604) an.

römische Patriarch Felix II. über den Patriarchen von Konstantinopel den Bannfluch aussprach und dadurch die Gemeinschaft sämmtlicher morgenländischen Gemeinden, welche dem letztgenannten Kirchensfürsten anhängen, mit den abendländischen aufhob. Im Jahre 519 gelang es zwar, eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen zu Stande zu bringen, allein es zeigte sich dieselbe nicht lange als probekaltig, und schon im Jahre 863 wurden sie wieder aufgelöst. Fünf Jahre vorher nämlich hatte die konstantinopolitanische Regierung den Photius, einen als Staatsmann ausgezeichneten Mann, zum Patriarchen weihen lassen. Pabst Nikolaus I. verwarf diese Wahl, und der Streit wurde noch bitterer, als die römische Kirche das Volk der Bulgaren, obwol es von griechischen Priestern zum Christenthume befehrt worden war, für sich zu gewinnen wußte. Photius ließ ein Sendschreiben ergehen, in welchem alle Lehrräthe, durch die sich die römische Kirche von der griechischen unterschied, besonders auch das Verbot der rechtmäßigen Priester-ehe, der erstern als schlimme Kezereien, als Sünden gegen den heiligen Geist vorgeworfen und angerechnet wurden. Ein Jahr später belegte eine Synode zu Konstantinopel unter Photius Vorsitz den Pabst mit dem Banne und erklärte ihn für abgesetzt. Als aber Photius den Kaiser Basilius, als den Mörder des Kaiser Michael III., in die kirchliche Gemeinschaft zuzulassen sich weigerte, ließ ihn Basilius durch eine mangelhafte Synode 869 seines Amtes entsetzen. Der Patriarch Ignatius, welcher an seine Stelle trat, versuchte eine Ausöhnung mit Rom. Nach seinem Tode versöhnte sich der Kaiser 878 mit Photius, und Pabst Johann VIII. glaubte jetzt eine vollkommene Wiedervereinigung der beiden Kirchen zu Stande bringen zu können. Aber in seinen Erwartungen auf die Nachgiebigkeit des Photius getäuscht, exkommunizirte er ihn abermals, und von jetzt an kam keine Versöhnung mehr zu Stande,

denn das erwähnte Sendschreiben des Photius blieb als eine bestimmte Scheidewand zwischen den beiden Kirchen. Von dieser Zeit an wurden die Ansprüche der Päbste, je mehr sich ihre Macht im Abendlande hob und ausbreitete, im Morgenlande desto entschiedener zurückgewiesen. Der Streit wurde besonders in den Jahren 1053 und 1054 noch einmal mit der heftigsten Erbitterung aufgenommen, hatte aber nur die Erhöhung des gegenseitigen Hasses zwischen Griechen und Lateinern zur Folge, der durch die Kreuzzüge damir, wo möglich, noch gesteigert wurde. In den Jahren 1438 und 1439 machte der griechische Kaiser Johann VII., von den Türken aufs äußerste gedrängt, noch einen letzten Versuch, die griechische Kirche mit der römischen zu vereinigen und dadurch die Hülfe der letztern gegen seine mohammedanischen Feinde zu gewinnen; allein vergebens. Ebenso fruchtlos waren die Versuche, welche die römische Kirche ihrerseits zu verschiedenen Zeiten machte. Alles was sie für sich gewann, waren einzelne griechische Gemeinden in Italien, Ungarn, Galizien, Polen und Lithauen, welche von dieser Vereinigung mit der römischen Mutterkirche unirt Griechen genannt werden.

Die griechische Kirche stimmt mit der katholischen in zwei wichtigen Punkten überein, nämlich in der Annahme einer zweifachen Quelle des Glaubens, der Bibel sowol, als auch der mündlichen Ueberlieferung (Tradition), und in der Annahme von sieben Sakramenten: Taufe, Firmung, Buße, Abendmahl, Priesterweihe, Ehe und Delung. Bloß in der Austheilung dieser Sakramente findet zwischen den beiden Kirchen einiger Unterschied statt. Dagegen unterscheidet sich die griechische Kirche von der katholischen durch die Gestattung der Priesterehe, durch die Verwerfung der Lehre vom Fegfeuer und der Vorherbestimmung, sowie des Ablasses. Sie erkennt weder den Papst, noch irgend einen Menschen als sichtbaren Stellvertreter Christi

auf Erden an. Auch duldet sie keine geschnitten, gemeißelten oder gegossenen Bilder in den Kirchen, was jedoch in Rußland vielfach unbeachtet bleibt, sondern bloß Gemälde. Fasten, die Verehrung Maria's und die Anrufung der Heiligen haben die Griechen mit den Katholiken gemein. Der griechische Gottesdienst besteht, außer der Messe, im Vorlesen von Stellen der heiligen Schrift, Gebeten und Heiligengeschichten. Das Predigen wird als etwas Unwesentliches betrachtet. Die Instrumentalmusik ist vom Gottesdienste ausgeschlossen, und die kirchlichen Gesänge werden in jeder Gemeinde von einem eigenen Sängerkhor ausgeführt. Die hohe Geistlichkeit besteht aus Patriarchen (zu Jerusalem, Antiochien, Konstantinopel, Alexandrien), Metropolitnen, Erzbischöfen, Bischöfen und Archimandriten, welche letztere als Äbte die Aufsicht über mehrere Klöster führen. Diese folgen meistens den klösterlichen Vorschriften des Basiliius. Die niedere Geistlichkeit besteht aus Sängern, Vorlesern, Hypodiakonen, Diakonen, Popen und Protopopen. — Bis ins siebente Jahrhundert war das Gebiet der griechischen Kirche sehr ausgedehnt. Es gehörten dazu Ostillyrien, Griechenland und die griechischen Inseln, Kleinasien, Syrien und Palästina, Arabien, Aegypten, so wie viele Gemeinden in Mesopotamien und Persien. Als aber Mohammed und seine Nachfolger seit 630 weiterobernd von Arabien heraufzogen, da verlor die griechische Kirche ihre Provinzen in Asien und Afrika, und selbst in Europa verminderte sich ihre Anzahl sehr bedeutend, seit die Türken in den Ländern herrschen, welche einst der Hauptsitz der griechischen Kirche gewesen. Verlor sie aber auf dieser Seite sehr viel, so gewann sie auf einer andern auch wieder sehr viel durch die Bekehrung der Russen zur griechisch-christlichen Religion, welche der Großfürst Wladimir, genannt der Heilige, im Jahre 988 mit Gewalt vollbrachte. Rußland ist jetzt der Hauptsitz der griechischen Kirche,

und scheint es bleiben zu wollen. Zu erwähnen ist auch, daß zu verschiedenen Zeiten sich in der griechischen Kirche Sekten bemerkbar machten, deren Grundsätze bald mehr, bald minder von denen der herrschenden Kirche abwichen, so die Koskoleniken (um das Jahr 1666), die Philipponen (entstanden gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts) und die Duchenborzy.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, die Geschichte der Kirche weiter zu verfolgen, indem uns dieses zu weit über die Schranken gegenwärtigen Werkes hinausführen würde. Es war bloß unsere Absicht, die wichtigsten Erscheinungen der Geschichte des Christenthums in den ersten Jahrhunderten dem Leser vorzuführen, ihm zu zeigen, wie es gekämpft und gesiegt, wie es sich ausgebreitet und fortgebildet, und welchen Männern es vornehmlich seine Fortbildung und Ausbreitung zu verdanken habe. Die Darstellung der Reformation wird uns Gelegenheit geben, das Christenthum in der Gestalt zu betrachten, welche ihm das Mittelalter gegeben. Ebenso können wir uns nicht dabei aufhalten, die Befehungsgeschichte der einzelnen Völker zu erzählen. Es genügt, zu sagen, daß nachdem bereits im vierten Jahrhundert die meisten Bewohner des römischen Reiches Christen geworden, sich das Christenthum immer weiter und weiter, und zwar besonders in den westlichen, nördlichen und nordöstlichen Ländern Europas ausgebreitet, und daß bald der christliche Erdfreis ein größerer war, als der römische je gewesen. Nur über die Befehung der deutschen Völkerstämme und den Hauptbefehrer derselben, Winfried oder Bonifazius, seien uns einige Worte noch erlaubt. Es waren in Deutschland, so weit die römische Herrschaft reichte, bereits im vierten Jahrhundert, an der Donau und am Rhein Bisthümer gegründet worden, und die weitere

Ausbreitung der christlichen Religion unter den deutschen Stämmen unternahm dann der angelsächsische Mönch Winfried, geboren 680 zu Kirton in England, vom römischen Stuhle Bonifazius, und, um seiner ruhmvoll erfüllten Lebensaufgabe willen, der Apostel der Deutschen genannt. Streng von Sitten, beharrlich, klug und den Päbsten ganz ergeben, lehrte, bekehrte und taufte er in einer langen Reihe von Jahren die deutschen Völker, nachdem er im Jahre 718 in Rom förmlich zu diesem Lehramt ausgerüstet worden war. Durch eine päpstliche Vollmacht als allgemeiner Bischof Deutschlands anerkannt, befestigte er sodann durch Veranstaltung von Synoden, Erbauung von Klöstern, Errichtung von Bisthümern das deutsche Kirchenwesen und machte es, wie er sich vorgenommen, ganz vom päpstlichen Stuhle abhängig. Der deutsche Reichstag wies ihm 745 Mainz zum festen Sitze an. Allein sein glühender Befehrungsseifer war durch die mannigfachsten Strapazen, so wie durch das Alter, nicht abgekühlt worden, und so zog er als siebenzigjähriger Greis aus, um noch die Friesen für das Christenthum zu gewinnen. Aber an der Borne überfiel ihn ein heidnischer Harst, und er wurde mit seinem ganzen Geleite erschlagen im Jahre 755. Von sonstigen Befehrern deutscher Stämme sind zu nennen: Gallus, Emmeran, Kilian, Willibrod und Swidvert. In das ferne Schweden hatte Siegfried die christliche Lehre getragen. Ganz besonders hartnäckig vertheidigte der Stamm der Sachsen seine alten Götter und damit zugleich seine politische Freiheit gegen die Befehrungsversuche und die Eroberungslust der Franken. Karl der Große konnte nur durch schreckliche Blutbäder dem Christenthum und zugleich seiner eigenen Herrschaft (803) unter ihnen Eingang verschaffen, und nur vermöge mit Blut geschriebener Gesetze ihren Rückfall in's Heidenthum verhindern *).

*) K. Hase, Kirchengeschichte. 3te Aufl. S. 192.

S e c h s t e s K a p i t e l .

Wir wollen nun betrachten, in welcher Weise die Lehre Christi den wahren, alleinigen Gott erkennen und verehren lehrt. Indem sie ihn erkennen und verehren lehrt, zerfällt sie in zwei Haupttheile, nämlich 1) in die Glaubenslehre, und 2) in die Sittenlehre, welche man auch Pflichtenlehre nennt.

1) Die christliche Glaubenslehre.

Religion ist der Glaube an das Absolute, und dieser Glaube ist entsprungen aus dem unbedingten Abhängigkeitsgefühl des Menschen. Der Glaube an Gott*) ist die Ueberzeugung von dem wirklichen Vorhandensein Gottes. Wir erkennen die Existenz Gottes mittelbar aus seinen Werken, durch welche er sich dem menschlichen Bewußtsein offenbart. Betrachten wir diese Werke, das Universum in seiner Majestät und Ordnung, so drängt sich uns der Gedanke auf, alles dieses kann nicht aus und durch sich selbst oder durch das Walten eines blinden Zufalls entstanden sein. Es muß ein Wesen geben, welches die Welt und Alles, was in ihr ist und lebt, geschaffen hat, und dieses Wesen muß höchst vollkommen, höchst weise, höchst mächtig und höchst gütig sein, denn nur das Vollkommenste kann etwas Vollkommenes erschaffen. Dieses höchste Wesen ist Gott**).

*) Der Name Gott enthält die Bedeutung gut. Einige behaupten, das Wort „Gott“ sei verwandt mit dem persischen „Khuda“ oder „Khodā“, und dieß bedeute den Selbstgeschaffenen, durch sich selbst Bestehenden, Selbstgegebenen, indem es von „kha-data“, selbstgegeben, herkomme. Die ursprüngliche Nachweisung ist sehr schwierig.

**) Die philosophischen Beweise vom Dasein Gottes werden im späteren Verlaufe dieses Werkes an geeigneter Stelle besprochen werden.

Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird erschaut an seinen Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Paulus an die Römer, 1, 20.

Jedes Haus wird von Jemandem bereitet, der aber Alles bereitet hat, ist Gott. Paulus an die Hebräer, 3, 4.

Gott kann nur ein einziger, alleiniger sein. Auch dieses erkennen wir aus der Schöpfung, denn sie stellt sich uns immer und allenthalben dar als das Werk einer vollkommenen Weisheit, der keine andere entgegengesetzt werden kann, als das Werk eines allmächtigen Willens, der keine Beschränkung kennt. Gäbe es mehrere Gottheiten, so müßten sie sich nothwendigerweise beschränken und widerstreben. Aus solch einer gegenseitigen Beschränkung und Widerstrebung hätte aber nimmermehr ein so Vollkommenes, Harmonisches hervorgehen können, wie die Welt ist. Gott ist der einzige, alleinige Gott; ihm kommt ewige Einheit zu.

Ich bin der Herr und sonst ist keiner mehr; denn außer mir ist keiner Gott! Jesaja, 45, 5.

Dies ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Johannes, 17, 3.

Gott ist nicht nur Schöpfer der Welt, sondern er ist auch Erhalter derselben. Keiner, als der Schöpfer, kann solch eine Schöpfung fortbestehen machen, denn wäre dieß nicht der Fall, so müßte sich entweder die Schöpferkraft Gottes in seiner Schöpfung aufgelöst haben, oder aber es müßte eine andere Kraft vorhanden sein, welche die Welt erhält, was der Ewigkeit und Einheit Gottes widerspricht. Darum ist der Schöpfer auch Erhalter der Welt, und diese Erhaltung ist dann gleichsam ein fortgesetztes Schaffen. Auch der Regierer der Welt

ist Gott, indem er sie den Zwecken ihrer Schöpfung gemäß, die wir freilich zu ergründen nicht im Stande sind, leitet und ihr die Gesetze und Ordnungen, denen zufolge sich im Universum Alles bewegt, vorschreibt. Die Erhaltung und Regierung Gottes hat man vereinigt in dem Begriff: die Vorsehung Gottes.

Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt Alles in Allem. Paul. an die Korinther, I., 12. 6.

Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr alleine gibt, daß er fortgehe. Sprüchwörter Salomon's, 16, 9.

Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege; sondern so viel der Himmel höher ist, als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege, und meine Gedanken, als eure Gedanken. Jesaja, 55, 8—9.

Gott kommen, seinem Sein und Wesen nach, folgende Eigenschaften zu:

Gott ist ein Geist, d. h. Gott ist ein denkendes, absolut vernünftig freies Wesen, der in keinem Körper wohnt, indem er sonst einer Beschränkung unterläge.

Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4, 24.

Gott ist ewig und unveränderlich. Er ist also von Ewigkeit her, d. h. er hat keinen Anfang genommen, und wird in Ewigkeit sein, d. h. er wird kein Ende nehmen. Unter der Unveränderlichkeit Gottes ist sein ewiges Sichselbstgleichbleiben zu verstehen.

Ehe die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Psalm 90, 2.

Du bleibst, wie du bist; deine Jahre nehmen kein Ende. Psalm 102, 28.

Gott ist allwissend und allweise. Die erstere Eigenschaft bezieht sich auf das Durchdringen des Raumes und der Zeit durch Gott; die zweite auf die vollkommene Zweckmäßigkeit aller seiner Einrichtungen.

Und keine Kreatur ist vor ihm unsichtbar, sondern es ist Alles bloß, und gänzlich aufgedeckt vor dessen Augen, von dem wir reden. Paul. an die Hebräer 4, 13.

Befiehl dem Herrn all' deine Wege, und hoffe auf ihn! Er wird es recht machen. Psalm 37, 5.

O welch' eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie so gar unergründlich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege! Paul. an d. Römer 11, 23.

Gott ist allgegenwärtig. Allwärtshin dringt sein Wesen, und kein Ort ist, wohin sich seine Wirksamkeit nicht verbreitete.

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist und wohinfliehen vor deinem Angesicht? Stiege ich gen Himmel empor, so bist du da, schlage ich mein Bett in der Hölle auf, so bist du auch da. Nähme ich die Flügel der Morgenröthe und wohnte am äußersten Meere, so würde doch auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich leiten. Psalm 139, 7.

Gott ist einem Jeden von uns nicht ferne, denn in ihm leben, sterben und sind wir. Apostelgeschichte 17, 27.

Gott ist allmächtig, durch welches Wort die Unbeschränktheit seiner Macht, die Schrankenlosigkeit seines Willens ausgedrückt wird.

Der Herr thut Alles, was er will, im Himmel

und auf Erden, im Meer und in allen Tiefen.
Psalm 35, 6.

Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Lukas 1, 37.

Gott ist heilig, und diese seine Heiligkeit besteht darin, daß er schlechthin das Gute, nie aber das Böse, will und thut.

Wie der, welcher euch berufen hat, heilig ist, so seid auch ihr heilig in allem eurem Wandel; denn es ist geschrieben, ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig. Petrus Epistel 1, 1, 15—16.

Gott ist gerecht. Diese Eigenschaft Gottes ist mannigfach bezweifelt worden; nie von Glücklichen, desto mehr aber von Unglücklichen, deren Zweifel dann als Ausdruck des Schmerzes mehr unser Mitleid, als unsern Groll verdienen. Alle Zweifler dieser Art muß man eben auf den Satz hinweisen, daß der letzte und höchste Zweck der Weltordnung Gott allein bekannt sei *).

Gott wird einem Jeden nach seinen Werken gegeben: Trübsal und Angst allen Seelen der Menschen, die da Böses thun; Preis und Ehre aber und Frieden allen denen, die da Gutes thun. Paul. an die Römer 2, 6 und 9.

Gott ist wahrhaftig. Gott täuscht den Menschen in den Verheißungen, welche er ihm gegeben, nie und nimmer, d. h. sein Wille ist treu oder wahrhaftig.

Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er verspricht, das hält er gewiß. Psalm 33, 4.

Gott ist gütig. Er gibt seinen Geschöpfen die schöne Erde und alles Gute darauf zum Genuße. Gnädig nennt man

*) Vergleiche: Die Religion nach den Lehren Jesu, dargestellt von **r. Liestal 1840, S. 26, Anmerkung. S. 33, Anmerkung. Diese Schrift dient uns hier als Hülfsmittel.

Gott, insofern er die Uebel, welche wir verschuldet, von uns abwendet. Geduldig nennt man Gott, weil er unser Uebelthum langmüthig erträgt. Barmherzig ist Gott, weil er sich aller Leidenden erbarmt.

Jede gute Gabe und jede vollkommene Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts. Epistel Jakobs. 1, 17.

Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Matthäus 5, 45.

Seine Barmherzigkeit währt für und für bei denen, so ihn fürchten. Lukas 1, 50.

Gott, als solcher, wie wir ihn so eben dargestellt, hat die Welt und Alles, was in ihr und auf ihr ist, also auch den Menschen erschaffen. Die Art und Weise, wie diese Erschaffung vor sich gegangen, hat sich dem religiösen Bewußtsein der Völker verschiedenartig dargestellt. Wir hatten die hauptsächlichsten dieser Mythen und Schöpfungssagen im ersten Bande gegenwärtigen Werkes zu betrachten Gelegenheit. Die christliche Glaubenslehre betreffend, so hat sie sich die mosaische Schöpfungssage angeeignet, und dieser zufolge glaubt sie, daß Gott durch die Kraft seines Willens die Welt aus Nichts geschaffen, daß er, nachdem er Land und Wasser getrennt, das Firmament geordnet, die Erde mit Gewächsen gesegnet, alle Gattungen der Thiere und endlich den Menschen ins Leben gerufen habe.

Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes bereitet ist; also daß die Dinge, die man sieht, nicht aus einigen Dingen, die sich sehen lassen, sondern aus Nichts geworden sind. Paul. an d. Hebr. 11, 3.

Der Mensch, wie sich die mosaische Urkunde ausdrückt, nach dem Bilde Gottes geschaffen, ist mit einem edeln, schönen Körper, mit einer harmonischen Sinnenfähigkeit und einer vernünftigen Seele ausgestattet. Die Seele, der Sitz des Gedankens und der Erkenntniß, oder, wie sie schon im alten Testamente genannt wird, „das Hauchen der göttlichen Kraft,“ ist bestimmt, den Kräften des Leibes die rechte Anwendung zu geben, sie zu lenken und zu beherrschen, mit einem Worte, sie soll die Bestimmung des Menschen erkennen und ihn zur Erreichung dieser Bestimmung befähigen. Man muß sich aber wohl hüten, zu glauben, die Herrschaft der Seele oder des Geistes bestehe einzig und allein darin, daß er den Leib völlig unterdrücke, völlig fühllos mache und abtöde. Eben diese mönchische Auffassung der Herrschaft des Geistes hat so viele betrübende Erscheinungen herbeigeführt. Weit gefehlt ist es, wenn man meint, das Christenthum gebiete, den Leib zu vernachlässigen oder zu verachten. Im Gegentheil sollen wir neben unsern geistigen Fähigkeiten auch die körperlichen ausbilden, denn diese Ausbildung macht den Körper gesund und kräftig, und es bleibt ewig wahr, daß in einem gesunden Körper nur selten eine ungesunde Seele wohne, und eben so wahr bleibt es, daß die Gesundheit des Geistes und Körpers jene Lebensfreudigkeit mit sich bringt, welche selten moralischer Verderbniß zugänglich ist. Wir sollen uns also bestreben, zwischen Körper und Geist jene harmonische Wechselwirkung zu Stande zu bringen, der zufolge der Geist stets mächtig genug ist, die unstatthaften Begierden und Wünsche des Körpers zu beherrschen und dessen Kräfte in die rechte Bahn zu lenken, der Körper aber fähig ist, die guten Entschlüsse, das vernünftige Wollen des Geistes in Vollziehung zu setzen.

Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt

von Gott? Darum so preiset Gott an euerm Leibe und in euerm Geiste, welche Gottes sind! Paul. an d. Kor. I., 6, 19—20.

Liebe Brüder, was wahr ist, was ehrbar, was gerecht, was rein, was lieblich, was rühmlich, was irgend tugendhaft, irgend löblich ist, dem strebet nach! Paul. an d. Phil. 4, 8.

Die Bestimmung des Menschen, die zu erlangen er mit all' seinen geistigen und körperlichen Fähigkeiten streben soll, ist Tugend und Glückseligkeit. Tugend (von tugen d. i. taugen) ist das fortwährende Ringen nach moralischer Vollkommenheit. Glückseligkeit ist, als Folge der Tugend, der Inbegriff des höchsten und vollkommensten Guts, und dieses kann, vermöge seines Wesens nur dem Tugendhaften zu Theil werden.

Lasset uns Gutes thun, und dessen nie müde werden, denn zu seiner Zeit werden auch wir ernten ohne Aufhören. Paul. an d. Gal. 6, 9.

Damit nun der Mensch seine Bestimmung zu erreichen im Stande sei, ist ihm vor Allem nöthig, Erkenntniß des Guten und Bösen zu besitzen. Diese Erkenntniß, dieses Bewußtseins des Guten und Bösen, verleiht die Vernunft. Es wäre aber die Erkenntniß völlig werthlos, wenn der Mensch nicht auch Freiheit des Willens besäße, welche darin besteht, daß er das erkannte Gute oder Böse wählen kann. Diese Freiheit des Willens ist zugleich sein Prüfstein, und ohne das Vorhandensein desselben wäre weder Tugendhaftigkeit noch Schlechtigkeit, folglich auch keine Erreichung der Bestimmung des Menschen denkbar. Seiner Willensfreiheit zufolge ist der Mensch von Natur weder schlechthin gut, noch schlechthin böse. Seine Natur ist eine unvollkommene und jeder hat von seinen Eltern die Anlage zur Sünde als natürliches Erbtheil überkommen. Dieses

Erbtheil, diese natürliche Unvollkommenheit, hat man mit dem Begriff Erbsünde bezeichnet.

Redet und handelt als solche, die durchs Gesetz der Freiheit gerichtet werden. Sendschreiben Jak. 2, 12.

Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille. Paul. an d. Römer, 12, 2.

Er hat den Menschen von Anfang geschaffen, und ihm die Wahl gegeben. Sirach, 15, 14.

So wir sagen: wir haben keine Sünde, so versuchen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Sendschreiben Joh. I., 1, 8.

Die Lehren des Christenthums über die Bestimmung des Menschen und über sein Verhältniß zu Gott sind hauptsächlich folgende:

Jeder Mensch ist ein Kind Gottes; die Gesamtheit der Menschheit ist seine Familie. Alle Menschen haben gleichen Theil an seiner Liebe und Gnade. Daher sind alle Menschen gleich, und kein Stand ist von Gott zu diesem oder jenem privilegiert worden; seine Liebe ist kein Monopol, kein Vorrecht. Wie ein biederer Familienvater allen seinen Kindern seine Liebe in gleichem Grade zufließen läßt, so auch Gott, der alle seine Kinder zum Reiche der Tugend und Glückseligkeit berufen hat.

Ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Alle, und durch euch Alle, und in euch Allen. Paul. an d. Epheser, 4, 6.

Ich beuge meine Kniee vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, welcher der gerechte Vater ist für Alle, die da Kinder heißen, im Himmel und auf Erden. Ebendasselbst, 3, 14, 15.

Gott sieht die Person nicht an, sondern der ist ihm angenehm unter allem Volke, wer ihn fürchtet und recht thut, Apostelgesch., 10, 34—35.

Die heilsame Gnade ist allen Menschen erschienen. Paul. an d. Tit. 2, 11.

Kein Mensch ist zum Verderben geboren, sondern nur durch unsere eigene Schuld fallen wir der Verdammniß anheim. Durch das redliche Bemühen, uns unserer Bestimmung immer würdiger zu machen, werden wir auch der Liebe Gottes immer würdiger. Es ist also nicht genug berufen, zu sein, sondern wir müssen selbst Hand anlegen, um die Bedingungen zu erfüllen, unter welchen die Berufung erfüllt werden kann.

Ihr sehet, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht allein durch den Glauben. Send schreiben Jak. 2, 24.

Die Hoffnung auf Unsterblichkeit, welche tief in unserer Seele wurzelt, ist durch das Christenthum zur freudigsten Gewißheit geworden. Schon die Ahndung einer Fortdauer unseres unsterblichen Theiles nach dem Tode ist ein Pfand der Wirklichkeit dieser Fortdauer. Freilich ist es uns verborgen, in welcher Weise nach dem Tode unseres Leibes das Fortbestehen der Seele im Jenseits erfolgen werde, aber dessen ungeachtet müssen wir schon darum ein solches Fortbestehen glauben, weil wir sonst, wo nicht an dem Dasein Gottes, doch an seiner Liebe und Gerechtigkeit zweifeln müßten, indem diese seine Eigenschaften nur in einem andern Leben vollkommen zur Wahrheit werden können, was uns leicht begreiflich wird, wenn wir die höchst ungleiche Vertheilung von Glück und Unglück in dieser Welt betrachten. Vernunftgründe sowol, die auf das Wesen des menschlichen Geistes sich stützen, als auch der Glaube an einen allgütigen und allgerechten Gott geben uns also die Ueberzeugung von unserer Unsterblichkeit. Gegen diese Ueberzeugung

hat der Materialismus, welcher vermöge seiner plumpen Auffassung des Wesens der menschlichen Natur, ein absolutes Aufhören des Menschen bei seinem Tode predigt, vergebens seine stumpfen Pfeile verschossen. So hat er z. B. bei seinem Einwurf, die Furcht vor dem Tode ließe sich nicht erklären, wenn man von einer Fortdauer nach demselben überzeugt sein dürfte, nicht bedacht, daß diese Furcht vor dem Tode schon in dem natürlichen Triebe des Menschen, das Leben zu erhalten, in dem unwillkürlichen Festhalten an „des Lebens süßer Gewohnheit“ seine genügende Erklärung findet.

Wie schon gesagt, manifestirte das Christenthum unsere Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist ein wesentliches Moment in dem Gebäude der christlichen Lehre. Diese fordert vom Menschen einen tugendhaften Wandel und verheißt ihm jenseits vollkommene Belohnung. Solch eine vollkommene Belohnung kann ihm hienieden nicht werden, denn der Mensch ist derselben seiner nie ganz vertilgbaren Unvollkommenheit wegen nicht würdig. Deßhalb lehrt uns das Christenthum das irdische Leben bloß als eine Vorhalle, oder als eine Vorschule für das ewige zu betrachten. Was wir hier angestrebt, wird dort seine Vollendung finden, und unser Wesen selbst wird, nach Abstreifung der irdischen Schlacken, dort erst zur vollkommenen Entwicklung gedeihen.

Sehr zu beachten ist auch, daß uns durch das Christenthum eine würdigere Vorstellung von unserm Leben nach dem Tode gegeben wurde, als die vorchristlichen oder nicht christlichen Religionen ihren Befennern gemeiniglich gaben und geben. Fernab liegt alle Sinnlichkeit, und wie wir Gott im Geiste und in der Wahrheit verehren sollen, so werden wir auch im Geiste und in der Wahrheit durch ihn selig werden. Ist aber der Zustand der Belohnung der seligen Geister ein geistiger,

so muß auch der der unseligen ein geistiger sein, wesswegen jene grobsinnlichen Vorstellungen von den Höllestrafen durchaus zu verwerfen und als dem Geiste des Christenthums geradezu widersprechend zu bezeichnen sind. Ueber die Dauer der Strafe der Ungerechten nach dem Tode sind schon die verschiedensten Ansichten laut geworden. Wir begnügen uns in Beziehung auf diese Frage auf jene tröstliche Parabel vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn zu verweisen, die Lukas in seinem Evangelium erzählt.

Das betreffend, was an verschiedenen Stellen des neuen Testaments über das einstige (jüngste) Gericht, und über die Auferstehung der Todten gesagt wird, ist Folgendes zu bemerken. Schon zwei Propheten des alten Bundes, Jesaias*) und Ezechiel**), gebrauchen die Auferstehung der Todten als ein Bild für das Wiederaufblühen des jüdischen Reiches. Aus derartigen Gleichnissen bildete sich die jüdische Vorstellung, daß bei der Erscheinung des Messias die Todten auferstehen werden. Jesus mag sich nun, wenn er über das Leben nach dem Tode sprach, ebenfalls der allgemein bekannten, bildlichen Vorstellung von der einstigen Auferstehung der Todten angeschlossen haben, und diese Vorstellung erhielt dann von den Aposteln eine weitere Ausbildung. Deshalb sind wir berechtigt, anzunehmen, daß wenn von der Auferstehung der Todten die Rede ist, dieselbe

*) Aber deine Todten werden leben und mein todter Leib wird wieder auferstehen. Wachet auf, die ihr in der Erde lieget und habet Freude! Denn dein Thau ist ein Thau der grünen Kräuter, und die Erde wird die Todten wieder herausgeben. Kap. 26, V. 19.

**) Nehmet wahr, ich will eure Gräber aufthun, und euch, o mein Volk, aus euren Gräbern führen, und euch wieder in das Land Israels bringen. Alsdann werdet ihr erkennen, daß ich der Herr sei, wenn ich eure Gräber aufthue, und dich, o mein Volk, daraus führen werde. Kap. 37, V. 12—13.

nur als ein sinnliches Bild für die geistige Auferstehung zu betrachten sei, eine Annahme, welche durch die letzte der hier folgenden Beweisstellen vollkommen gerechtfertigt wird.

Jesus sprach zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebt und an mich glaubt, der wird nimmermehr sterben. Joh. 11, 25—26.

Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, seine Stimmen hören und hervorgehen werden; die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens; die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Joh. 5, 28—29.

Der Herr wird geben einem Jeden nach seinen Werken, nämlich Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun; Preis aber und Ehre und Frieden Allen, die da Gutes thun. Paul. an d. Römer, 2, 6.

Ich sage euch aber, liebe Brüder, daß Fleisch und Blut das Reich nicht erben können; das Verwesliche wird nicht erben das Unverwesliche. Paul. an d. Korinth. I., 15, 50.

Den Sätzen der christlichen Glaubenslehre, hinsichtlich der Verhältnisse der Menschheit, reiht sich ungezwungen die Lehre der Engel an.

Der Glaube an das Dasein solcher Wesen ist uralt, und durchaus nicht etwa erst durch das Christenthum entstanden. In jeder Mythologie kommen untergeordnete göttliche Wesen, Dämonen, vor, die Vorstellungen aber, die wir von den Engeln

haben, gründen sich auf die Lehren des Mosaismus über die, zwischen der Gottheit und Menschheit zwischeninnestehende, Engelwelt. Nach dieser Lehre schuf Gott die Engel und hatte dieselben um sich als Boten und Diener. Bald aber entstand unter ihnen Zwiespalt, die guten Engel sonderten sich von den bösen, an deren Spitze Satan stand, der Verneiner, der Empörer gegen Gott, der Verführer der Menschen, der Vater der Lüge und alles Bösen. Er ward mit seinen Anhängern aus der Wohnung Gottes vertrieben, und ist seither rastlos bemüht, in den wohlthätigen Weltplan Gottes hindernd einzugreifen. Darum ist er auch ein Feind des Messias. Natürlich gaben diese Ansichten auch Veranlassung, an eine fortwährende Einwirkung der Engel auf die Menschen zu glauben, welchem Glauben zufolge den guten Engeln die schützende Obhut, den bösen aber die listige Verführung der Menschen zugeschrieben wurde. Auch Wahnsinn (Besessenheit), Landplagen und Krankheiten wurden als vom Teufel und seinen Geistern herrührend bezeichnet. So weit die jüdischen Ansichten über die Engel.

Von der Beschaffenheit dieser Wesen können wir freilich weder dieß noch jenes sagen. Im Allgemeinen nimmt man an, daß sie weit vollkommeneren Eigenschaften besäßen als die Menschen, und diese gleichsam mit der Gottheit vermittelten. Sehr verderblich aber für das Christenthum hat die Annahme eines Reiches des Teufels gewirkt. Wollen wir eine solche Annahme wirklich gelten lassen, so müssen in uns die mächtigsten Zweifel gegen Gott, als den Allmächtigen und Allgütigen, entstehen, und leicht ersichtlich ist es, daß der Glaube an die Gewalt des Teufels stets nur schlimme Früchte tragen kann und muß. Wie viel des Aberglaubens, Unglaubens und Elends ist nicht durch die Lehre vom Teufel in das Christenthum hereingetragen worden?

Die Schriften des neuen Testaments haben die jüdischen Ansichten über die Engel aufgenommen, wie aus vielen Stellen

derselben zu ersehen ist, z. B. Lukas 1, 11 und 2, 9; Matth. 26, 53; Apostelgesch. 10, 3 und 12, 7. So wurde und wird die Lehre von den Engeln als wesentlich zur christlichen Religion gehörend betrachtet. Die guten dieser Geister betreffend, so kann man den Glauben an ihr Dasein wohl gethen lassen, indem es für den Menschen, der sich nie völlig von sinnlichen Begriffen los zu machen im Stande ist, tröstlich ist, zu glauben, daß eine Schar reiner Geister seine Schritte bewache und lenke, ihn warne und unterstütze. Gar schön und bedeutungsvoll ist besonders die Annahme, daß Schutzengel den Kindern zur Seite stehen. Angeedeutet muß aber werden, daß Jesus selbst den Glauben an den Einfluß der Engel auf die Menschen nirgends mit bestimmten Worten gelehrt hat. Wo er von der Wirksamkeit der Engel sprach, da wollte er, in Uebereinstimmung mit seiner ganzen Lehrweise, die göttliche Macht und Hülfe nur auf eine sinnliche Art veranschaulichen. Ebenso galt ihm der Teufel bloß als Sinnbild des Bösen, und sein Reich als die Herrschaft der Sünde über die Menschen. Die Auflösung dieser Herrschaft der Sünde durch seine Sendung wollte er andeuten, wenn er davon sprach, daß er gekommen sei, das Reich des Teufels zu stürzen.

Wer Sünde thut, der ist aus dem Teufel, denn der Teufel sündigt von Anfang. Dazu ist der Sohn Gottes geoffenbart worden, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Sendschr. Joh. I., 3. 9.

Das, was die Persönlichkeit Jesu betreffend in die christliche Glaubenslehre gehört, glauben wir schon in unserer Darstellung der Lebensgeschichte des Heilands angedeutet zu haben. Gott hatte seinen Sohn in die Welt gesandt, damit diese durch ihn

selig werde, oder, was Eins und dasselbe ist, damit er sie erlöse. Er vollbrachte diese Erlösung durch seine Lehre und seinen Opfertod, und wir werden der Erlösung theilhaftig, wenn wir an seine Lehre glauben und sie befolgen, denn nur, sagt der Apostel Johannes (Send Schr. I., 1, 7), wenn wir im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, haben wir Gemeinschaft unter einander und das Blut Jesu macht uns rein von Sünde.

Höchst wichtig ist im christlichen Glaubenssystem die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit (Trinität, von dem lateinischen Worte trinitas). Diese Lehre vom Reich des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, hat ihren Grund in der Stelle bei Matthäus (Kap. 28, V. 19): Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Auch kommt hier die Stelle bei Johannes (Send schreiben I., 5, 7) in Betracht, welche lautet: Denn Drei sind, die in dem Himmel zeugen, der Vater, der Logos (Sohn) und der heilige Geist, und diese Drei sind Eins. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß mit Recht bezweifelt werden kann, ob die erstere Stelle von Jesu herführe, und daß dargethan worden ist, daß die letztere nicht von Johannes geschrieben, sondern demselben untergeschoben worden sei *), ohne darauf Rücksicht zu nehmen, begnügen wir uns, darauf hinzuweisen, daß diese Stellen die Annahme der Trinitätslehre begründet haben. Dieselbe scheint schon in den ersten Zeiten des Christenthums gäng und gäbe geworden zu sein, indem sowol den Judenchristen, als insbesondere den Heidenchristen die Vergöttlichung des Sohnes und Geistes nahe lag. Vielsach wurde auch über den Begriff der Dreieinigkeit

*) In den ältesten Uebersetzungen des neuen Testaments findet sich diese Stelle nicht; auch nahm sie Luther nicht in seine Uebersetzung auf.

hin und her gestritten, bis er endlich von der Kirche als Dogma festgestellt wurde. Es darf aber dessenungeachtet nicht verschwiegen werden, daß man, gestützt auf unverwerfliche Zeugnisse der heiligen Schrift, den Begriff der Trinität dahin deuten darf, daß der Vater als der alleinige Gott, der Sohn als der göttliche Stifter unserer Religion und der Geist als der Geist alles Wahren und Guten zu betrachten sei.

Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn und ihm allein dienen! Matth. 4, 10.

Niemand ist gut, denn der alleinige Gott! Ebendasselbst, 19, 17.

Das ist aber das ewige Leben, daß sie erkennen dich, den einzigen wahren Gott, und den du gesendet hast, Jesum Christum. Joh. 17, 3.

Der Vater ist größer, als ich! Ebendasselbst 14, 28.

Als ein sichtbares Zeichen der Gnade Gottes, die den Menschen durch Jesus Christus zu Theil wird, hat das Christenthum die Sakramente eingesetzt. Das Wort kommt von dem lateinischen sacramentum, worin bei den Römern der Begriff einer eidlichen Versicherung lag. Dieser Begriff wurde durch die Kirche dahin erweitert, daß unter Sakrament ein sichtbares Zeichen der göttlichen Gnade zu verstehen sei, welchem eine geheimnißvolle Kraft inwohne. In diesem Sinne nimmt die katholische Kirche sieben Sakramente an, nämlich: die Taufe, die Buße, die Firmung, das Abendmahl, die Priesterweihe, die Ehe, die letzte Delung; die protestantische aber bloß zwei, nämlich die Taufe und das Abendmahl.

Die Taufe, als Sakrament, gründet sich auf den kirchlichen Glauben in Beziehung auf die Trinität, auf das Wort

der Erlösung und auf die Wirksamkeit des heiligen Geistes. Die Kirche hat bei Einsetzung der Taufe als Sakrament besonders auf die Stelle bei Markus (16, 16): Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden! ein großes Gewicht gelegt, und dieser Stelle zufolge nahm sie an, die Taufe sei von Jesus selbst eingeführt worden und besitze eine geheimnißvolle Kraft. So wurde die Taufe zum Sakramente und zur Erlangung der Seligkeit für schlechterdings nothwendig erklärt. Durch die Taufe lehrte man und lehrt man noch, werde erst die Erbsünde abgewaschen, und darum seien ungetaufte Kinder schlechthin verdammt. Die abgeschmackte Grausamkeit der letztern Meinung liegt am Tage. Dagegen ist die Taufe als ein Akt der feierlichen Aufnahme ins Christenthum, als eine Weihung der Kinder, ein schöner, erhebender Gebrauch, der sowohl auf die Reinheit und Größe der christlichen Lehre hinweist, als auch einen tiefen religiösen Eindruck hervorzubringen im Stande ist.

Das Sakrament des Abendmahls schreibt sich von jenem Liebesmahl her, welches der Herr, ehe seine Leiden begannen, noch mit seinen Jüngern hielt, und nach dessen Beendigung er, (wie Matthäus 26, 26—28 erzählt) das Brod brach und es den Jüngern gab mit den Worten: Nehmet und esset! das ist mein Leib! sodann den Kelch hinreichte und sprach: Trinket aus diesem Alle, denn das ist mein Blut, das Blut des neuen Testaments, welches für Viele vergossen wird zur Verzeihung der Sünden. Bei Markus wiederholen sich diese Worte. Nach Lukas hat Jesus noch hinzugefügt: dieß thut zu meinem Gedächtnisse! Johannes erwähnt die Einsetzung des Abendmahls nicht. Die christliche Kirche hat nun bei der Einführung des Abendmahls hauptsächlich Rücksicht genommen auf das schöne Gleichniß vom Brod des Lebens, welches uns Johannes im sechsten Kapitel (V. 47—59)

seines Evangeliums erzählt, und auf folgende Stelle in dem ersten Sendschreiben des Apostel Paulus an die Korinther (K. 11, B. 23): In der Nacht, als Jesus der Herr verrathen worden, nahm er das Brod, und nachdem er es gebrochen hatte, sprach er: Nehmet und esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; solches thut zu meinem Gedächtnisse! Desgleichen nahm er auch den Trank und sprach: dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute; solches thut, so oft ihrs trinkt, zu meinem Gedächtnisse. Denn so oft ihr dieses Brod esset und von diesem Tranke trinkt, sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen bis er kommt. Welcher nun unwürdig dieses Brod isset und von diesem Tranke trinkt, der wird schuldig sein des Leibes und Blutes des Herrn! Die hartnäckigen Kontroverse, welche über den Begriff des Abendmahls zu allen Zeiten geführt, so wie die schändlichen Mißbräuche, welche oftmals damit getrieben wurden, brauchen wir mit keinem Worte zu erwähnen. Dagegen ist die grobsinnliche Auffassung des Abendmahls als eine durchaus verwerfliche zu bezeichnen, und das Wesen dieses Sakramentes dahin zu bestimmen, daß es uns sein solle ein Liebesmahl im Geiste Jesu, welches wir feiern zum Gedächtnisse der Verdienste und der liebevollen Hingebung des Herrn, wobei wir die Tiefe unserer Seele erforschen und die aus derselben aufsteigenden Entschlüsse des Guten und Wahren festhalten und vollziehen sollen.

Nach der Lehre der katholischen Kirche befreit das Sakrament der Buße von dem, durch freiwillige Vergehungen herbeigeführten, Tod der Sünde, gerade wie die Taufe von der Erbsünde befreit. Die Firmung stärke den Christen im Kampfe gegen das Böse, die Priesterweihe erhöhe die Fähigkeit zum christlichen Lehramt, die Ehe vermehre die Zahl der Gemeinschaft der Hei-

ligen, und die letzte Delung kräftige den Menschen in seinem letzten Kampfe und weihe ihn ein in die Gemeinschaft der Seligen.

Hiermit glauben wir die wesentlichsten Grundzüge der christlichen Glaubenslehre gegeben zu haben. Diese Grundzüge weiter auszuführen, kann unsere Aufgabe nicht sein. Zum Schlusse setzen wir das christliche Glaubensbekenntniß (symbolum apostolicum) her, welches die allgemeine Kirchenversammlung zu Nizäa im Jahre 325 n. Chr. in zwölf Artikeln gegeben hat, und das seither der Gemeinschaft der Christen zur Richtschnur des Glaubens dient:

- 1) Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde,
- 2) und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn,
- 3) der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau,
- 4) der gelitten hat unter Pontius Pilatus, ist gekreuzigt, gestorben und begraben worden, hinabgefahren zu der Hölle,
- 5) am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten,
- 6) aufgefahen ist in den Himmel, wo er sitzt zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters,
- 7) von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.
- 8) Ich glaube an den heiligen Geist,
- 9) eine heilige, allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen,
- 10) Verzeihung der Sünden,
- 11) Auferstehung des Leibes,
- 12) und ein ewiges Leben.

2) Die christliche Sittenlehre.

„Wenn ich mit Menschen und Engelzungen redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weis-sagen könnte, auch alle Geheimnisse besäße und alle Erkenntniß, ja, wenn ich allen Glauben hätte, aber die Liebe nicht, so wäre ich Nichts. Und wenn ich alle meine Habe an die Armen vertheilte, ja, wenn ich meinen Leib hingäbe und verbrennen ließe, hätte aber die Liebe nicht, so würde es mir doch Nichts nützen. Die Liebe ist langmüthig, sie ist gütig; die Liebe beneidet nicht; die Liebe prahlet nicht; sie blähet sich nicht auf. Sie ist nicht unverschämt, nicht geizig, nicht jähzornig; sie deutet Nichts zum Ar-gen. Sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber über die Wahrheit. Sie erträgt Alles und glaubt Alles, sie duldet Alles. Die Liebe bleibt immerdar, wenn auch die Weissagungen werden abgethan werden, oder die Sprache verstummen, oder die Erkenntniß aufhören wird. Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei bleiben; das Größte aber unter ihnen ist die Liebe!“

Mit diesen schönen Worten hat der Apostel Paulus *) nicht nur das Wesen der christlichen Liebe, sondern auch das Wesen des Christenthums im Ganzen bezeichnet, weil eben die Liebe der Kern, der innerste Gehalt der Christusreligion ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die ersten Christen in der That solch' eine Liebe unter sich geübt, denn ohne das innigste Fest-

*) An die Korinther I., 13.

halten an einander könnten wir uns die beispieldosen Triumphe nicht erklären, welche das Christenthum, verkannt, verfolgt und mit Füßen getreten, in so kurzer Zeit sich errungen. Da sie liebten sich, sie betrachteten sich als eine Familie, als Brüder und Schwestern, und diese Familie wurde größer und größer, bis sie alle zivilisirten Lande umfaßte. Leider scheint mit ihrer ungeheuren Ausdehnung der Geist der Liebe für immer aus ihr entwichen zu sein, und es ist eine traurige Wahrheit, daß die kämpfende Kirche von einer reinern Glorie umstrahlt ist, als die triumphirende. Mit dem angeführten Symbolum der Liebe bewaffnet, trat das Christenthum, ohne äußere Hülfsmittel, bloß mächtig durch seinen göttlichen Geist, kühn dem Kolosse des römischen Reiches entgegen. Und siehe da, der erzipanzerte Riese zerfiel in sich selbst vor den milden Worten des Herrn, und die blutigen Heidentempel schlossen sich und die phantastische Götterwelt Griechenlands zerstob, wie Morgenrauch vor der aufgehenden Sonne, und das Christenthum pflanzte siegreich die Kreuzesfahne auf die Trümmer des Weltreichs der Römer, die Fahne, welche den erhebenden Wahlspruch trug: Gott ist die Liebe! *) Warum mußte dieses Banner so bald wieder besleckt werden, warum mußte der Geist der Liebe, kaum auf der Erde erschienen, schon wieder von ihr verschwinden? Aber die Wege der Vorhersehung sind unerforschlich, und vielleicht ist das Christenthum bestimmt, in erneuerter, gereinigter Gestalt dereinst all den Wirren, all den Bedrängnissen unserer Zeit ein Ende zu machen, als ein reinigender Hauch über die kranke Erde hinzuwehen, und über die spätesten Geschlechter allen seinen Segen auszugießen, wie es vor achtzehnhundert Jahren die Menschheit erlöste aus der vermoderten Despotie des Römerreiches, aus den Formen einer

*) Johannes, Epist. I., K. 4, V. 8.

abgelebten Religion. Ach, die Menschen konnten die Göttlichkeit des Christenthums nicht erfassen, sie glaubten, nicht schnell genug eilen zu können, die heilige Lehre in starre Formen einzuzwängen und mit einem Walle ertödtender Dogmen zu umgeben. Und der weltliche Despotismus vereinigte sich mit dem geistlichen, um die Menschheit wieder in die Fesseln zurückzuführen, aus welchen sie kaum befreit worden war. Aber getrost, der Geist des Christenthums wird einst die Hülle durchbrechen, womit ihn List und Heuchelei umgibt, und wird wirken unter den Menschen in seiner Kraft, und die Völker vereinigen zu einer großen Familie, und den Frieden wiederbringen und die Liebe, und mit ihr die wahre Gottesverehrung, denn Gott ist die Liebe!

Dem Leser die zehn Gebote, welche aus dem alten Testamente in die christliche Sittenlehre herübergenommen worden sind, oder die übrigen einzelnen Gesetze der letztern vorzuführen, möchte wohl überflüssig sein, indem diese Vorschriften in jedem Katechismus des Weitläufigen auseinander gesetzt sind. Das Prinzip der christlichen Moral bleibt immer die christliche Liebe, und dessen Sinn und Handlungsweise nicht von dieser durchdrungen ist, der hat das Wesen des Christenthums nie und nimmer erfaßt, und wenn er auch mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit die religiösen Gesetze und Vorschriften beachtet. Wir dürfen es uns freilich nicht verhehlen, daß es mit der Liebe, welche Christus gelehrt, also mit dem Geiste seiner Lehre, bei der jetzigen Gestaltung des Christenthums nicht am besten bestellt ist, und wohl möchte der Herr, wenn er heute wieder unter uns erschiene, fragen: Wo ist das Evangelium der Liebe, welches euch meine treuen Jünger Johannes und Paulus verkündigten? Ob dem Pietismus, wie derselbe behauptet, die Zurückführung der christlichen Liebe unter die Menschen, gelingen wird, muß der Zeit überlassen werden. Den

betrübenden Erscheinungen zufolge aber, welche aus dieser religiösen Denkart bislang hervorgegangen sind, läßt sich gerade nicht viel Gutes hoffen. Arroganz und Intoleranz sind nämlich gewiß keine Merkmale der christlichen Liebe. Doch ist hier der Ort nicht, über Pietismus und Pietisterei zu sprechen; wir werden an geeigneter Stelle darauf zurückkommen. Und wie wir, statt alles weichtschichtigen Raisonnement über die christliche Sittenlehre, dem Leser die obigen Worte des großen Paulus zur Beherzigung hergesetzt, so schließen wir unsere Darstellung des Christenthums mit einer Paralellstelle zu der angeführten, mit den Worten des Lieblingsjüngers unseres Herrn: Nicht will ich dir ein neues Gebot schreiben, sondern das, welches wir von Anfang gehabt, daß wir nämlich einander lieben. Dieß ist aber die Liebe, daß wir nach seinen Geboten wandeln*)!

*) Sendschreib. Joh. II. B.

Christenthum, Islam.

2) Der Islam.

Ungläubige, nun hört mich an!

Was ihr anbetet, bet' ich nicht an;

Was ich anbetet, betet ihr nicht an,

Was ihr anbetet, bet' ich nicht an;

Anbeten werdet ihr nicht, was ich bet' an;

Eurem Glauben seid ihr, ich meinem zugethan,

Worte des Korans.

Siebentes Kapitel.

Die Araber.

Die große Halbinsel Arabien, durch die syrisch-arabische Wüste von dem Kontinente Asiens getrennt, dehnt sich zwischen dem persischen Meerbusen, dem indischen und dem rothen Meere aus und hat einen Flächenraum von etwa 50,000 Quadratmeilen, worauf ungefähr 12 Millionen Menschen leben. Im Norden des Landes breiten sich unabsehbare Wüsten aus, blos hier und da durch das Grün von Däsen, die von sparsam entspringenden und schnell wieder versiechenden Bächen gebildet

werden, unterbrochen, und diese Oasen bieten den umherstreifenden Wüstenbewohnern, Beduinen genannt, willkommene Ruheplätze dar. Dieser Norden des Landes, welcher gegen den Euphrat hin abfällt, besteht aus Tiefland. Der Nordwesten heißt das steinigste (peträische) Arabien und dieses schließt die berühmten Berge Sinai und Horeb in sich ein. Den südlichen Theil des Landes bildet das Hochland, welches gegen die drei Meere zu abfällt, die es umgeben. Von nicht gar hohen Bergen durchzogen, besitzt es ein gemäßigtes Klima, ist uns aber in seinem Innern bis jetzt noch ziemlich unbekannt geblieben. Mehr bekannt sind uns die Küstenländer und unter diesen vorzüglich Jemen im Südwesten, das Vaterland der Myrrhen und Aloe, des Weihrauchs und seit langer Zeit auch des trefflichsten Kaffee, der ursprünglich von Habesch herübergekommen ist. Auch die Viehzucht blüht hier, und es werden besonders herrliche Pferde gezogen. Die Alten theilten Arabien in das peträische, wüste und glückliche Arabien. Jetzt zerfällt die ganze Halbinsel in fünf Gebiete: 1) Ned sch, das Land der Wachabi (Wechabiten), einer mächtigen Sekte, die sich längst schon von der türkischen Herrschaft unabhängig gemacht; 2) Hed sch as, Küstenland am rothen Meere mit den heiligen Städten Mekka und Medina, in neuester Zeit von Mehemed Ali, dem Vizekönig Aegyptens, wieder an die Türken abgetreten; 3) Jemen, von einem erblichen Iman und mehreren unabhängigen Scheiks (Stammhäuptern) beherrscht; 4) Oman, einem Iman unterthan; 5) Hed scher oder Lachsa, ein fruchtbarer Landstrich am persischen Meerbusen, von mehreren Häuptlingen regiert.

Die Stämme, welche Arabien*) bewohnen, heißen Araber und gehören zum semitischen Völkerstamme. Sie scheiden sich in Städtebewohner, Had des i (Sesshafte), und in Wüstenbewohner,

*) Der Name ist wahrscheinlich von „Arabah“, d. i. Wüste, abgeleitet.

Beduinen, welche letztere ein nomadisches Leben führen, den verstoßenen Sohn Abrahams, Ismael, als ihren Stammvater betrachten, die Städtebewohner als unächte Söhne Arabiens verachten, und meistens noch die nämlichen Sitten beibehalten haben, wie sie im Pentateuch geschildert werden. Als Hauptmomente des arabischen Charakters kann man bezeichnen: Muth, Stolz und Freiheitsliebe. Gastfreiheit war eine allgemeine Tugend, Raubsucht ein vielfach geübtes Laster. Nicht zu vergessen ist, daß ein tiefer Zug von Poesie durch alle Erscheinungen des arabischen Lebens hindurchgeht*). Das ganze

*) Wir erlauben uns hier in gedrängter Kürze die hervorstechendsten Erscheinungen der arabischen Dichtkunst zu bezeichnen.

Schon lange vor dem Auftreten Mohammeds bethätigte sich die poetische Anlage der Araber aufs erfreulichste. Die Unermeßlichkeit der Wüste in ihrer großartigen Einförmigkeit, überwölbt von einem tiefblauen Himmel mit hellfunkelnden Gestirnen, mußte auf die Einbildungskraft so kräftiger Naturmenschen, wie die Araber waren, einen mächtigen Einfluß üben und sie zu poetischen Ergüssen anregen, welche dann mit den Begegnissen ihres Lebens im innigsten Zusammenhange standen. Darum waren, wie sich ein neuerer Beurtheiler der arabischen Literatur ausdrückt, die alten arabischen Dichter Helden, bei denen eine Heldenthat und ein Gedicht gewöhnlich in einander verschlungen waren und auseinander hervorgingen; sie übten die Thaten und besangen sie sodann. Als ein derartiger Held und Sänger in Arabiens Vorzeit, wie man das Zeitalter dieses Landes vor Mohammed benennen kann, wird uns vornehmlich Faris genannt, ein Mann vom unbezähmbarsten Charakter und hohem Genie. Die Treulosigkeit seiner Freunde machte ihn zum Menschenhasser, und als solcher floh er weit hinaus in nie betretene Wüsteneien, um fortan keinen Menschen mehr zu erblicken und mit den Löwen zusammenzuleben. Außer ihm werden von vormohammedanischen Dichtern genannt: Amr alkeis, Tharafah, Soheir, Lebidi, Anthara, Amru, Gareth, Nabega, Farassdak, Dscherir und Tumahdir, letztere eine Frau, gewöhnlich die „Stumpfnase“ genannt. Was aus dieser Periode der arabischen Poesie übrig geblieben ist, wurde ums Jahr 830 n. Chr. in einer Anthologie von zehn Büchern,

Leben der Araber war ein „abenteuernd-poetisches“, und wir müssen erstaunen über den reichen Schatz von Phantasie, Innigkeit und Humor, den uns die Kenntniß der arabischen Nationalliteratur aufgeschlossen hat. Merkwürdig ist auch, daß sich die Araber stets ihre Nationalfreiheit zu bewahren wußten, oder

unter dem Titel „die große Hamasah“ gesammelt, welcher Sammlung fünfzig Jahre später die kleine Hamasah als Ergänzung beigelegt wurde. Wie sehr sich das ganze Volk der Poesie zugänglich erwies, beweisen besonders die poetischen Weltkämpfe, die schon sehr frühe auf der Messe zu Mekka stattfanden, wobei dann die Gedichte, welche den Preis erhalten hatten, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben und in dem Nationalheiligthum zu Mekka aufgehängt wurden, weshalb die Sammlung dieser Gedichte „Moallakat“, d. h. Aufgehängte, heißt.

Mit Mohammed begann die glänzendste Periode der arabischen Poesie. Wie sehr er selbst den Namen eines ausgezeichneten Dichters verdient, werden wir später zu sehen Gelegenheit haben.

Als der größte Dichter nach Mohammed ist Motenebbi anerkannt, der Sohn eines Wasserträgers aus Kusa, der mit dem edelsten Selbstgeföhle von sich sprechen konnte: „Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtfeld, der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier!“ Drei Jahrhunderte jünger, als Mohammed, wollte er die Prophetenrolle desselben nachahmen, was ihm aber gänzlich mißlang, worauf er an den Hof des Sultans Seifeddewlet von Syrien ging, und die Kämpfe dieses Fürsten gegen das griechische Kaiserthum in sprühenden Schlachtliedern besang. Von Syrien begab er sich nach Aegypten, und von da nach Persien, welches Land ihm ungemein gefiel, weßwegen er auch Weib und Kinder dahin abholen wollte. Allein auf dieser Reise, von räuberischen Beduinen angehalten, starb er unter ihren Streichen, seine muthigen Grundsätze mit einem heldenmuthigen Tode besiegelnd. Seine Dichtungen hat ins Deutsche übertragen der berühmte Orientalist Jos. v. Hammer (Wien 1823).

Durch sanfte Lieder und Elegieen zeichnet sich der Bezier Abu Ismael Togrâi aus; durch seinen großen Heldenroman „Antar“ hat sich der gelehrte Asmai einen berühmten Namen erworben. Das letztgenannte Werk hat viele Aehnlichkeit mit den Märchen „der tausend und eine Nacht“, diesem lieblichen Erzeugniß arabischer Phantasie und

dieselbe doch wenigstens nur scheinbar oder auf eine ganz kurze Zeit verloren. Der Grund hiervon ist einerseits in dem Charakter des Volkes, andernteils in der Lage ihres Landes, welches abseits der Straße der Eroberer liegt, zu suchen. Durch dieses Freibleiben von fremdem Joch wurde es den Arabern

Laune, welches in alle Sprachen übersezt und überall mit Entzücken aufgenommen worden ist.

Zuletzt muß noch des größten Virtuosen der arabischen Poesie gedacht werden, nämlich Hariri's, des Dichters „der Verwandlungen des Abu Seid.“ Der Held dieser köstlichen Dichtung ist ein ins Elend getriebener Nachkomme des edeln Geschlechts der Ghassaniden, der, mit einer Fülle von Dichterkraft ausgestattet, die Welt durchstreift, die buntesten Abenteuer erlebt, und, endlich des unruhigen Treibens müde, in seine Vaterstadt Serug zurückkehrt, um dort als frommer Büsser zu sterben. Hariri rollt uns in seinem Werk das lebendigste Gemälde des orientalischen Lebens auf, und läßt dessen Szenen rasch und blendend an uns vorübergaufeln, wie die Erscheinungen eines chinesischen Schattenspiels. Sein Werk ist ein unerschöpflicher Brunnen von guter Laune, erfrischendem Witz und liebenswürdiger Anmuth. Unser deutscher Hariri, Friedrich Rückert, hat es nachgedichtet und durch seine Uebertragung (Stuttgart, 1826) gezeigt, welcher Biegsamkeit die deutsche Sprache fähig, welchen Wohlklang und Schmelz sie unter der Hand eines solchen Sprachkünstlers, wie Rückert ist, zu gewinnen im Stande sei. Folgendes Fragment, ein humoristischer Lobgesang auf die Bettlerzunft, kann dem Leser ungefähr einen Begriff von Hariri's Dichtungsweise und von Rückerts Uebersetzungsvirtuosität geben: „Von allen Handwerken fand ich kein ersprießliches, unverbrießliches, nuznießliches, als das Handwerk, das Saffan gegründet, und zunftmäßig geründet als eine Genossenschaft freier, standgleicher, unter sich verbandreicher Handreicher, Landstreicher und Landschleicher. Das ist das Handwerk, das überall geht, die Mühle, die nie stille steht, der in allen Nächten fliegende Leuchtwurm, der von jedem Ort sichtbare Leuchtturm; sie wandeln in den Lüften, wie der Stern und haben auf Erden keinen Herrn; sie fürchten nicht den Sultan, doch nehmen sie seine Huld an; sie sind es, die nirgends zu Hause sind, weil sie überall beim Schmause sind; sie, die ohne ein Körnlein zu streuen, sich des täglichen Brods erfreuen,

möglich, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, deren Typus Einfachheit und Freisinn ist, bis auf unsere Zeiten herab in ihrer Reinheit zu bewahren.

In das dunkle Gebiet arabischer Geschichte vor Mohammed wollen wir uns nicht einlassen. Die Araber zerfielen damals, wie noch jetzt, in viele Stämme, welche unter einzelnen Scheikh's

wie die Vögel, die in der Frühe hungrig aufstehen, und Abends satt in die Wipfel gehen.“ Dieß ist eine scherzhafte Probe, nun als ernsthafte ein Ghafel, welches Hariri seinen Helden improvisiren läßt, und das also lautet:

„Von Ghassans Wurzeln bin ich geboren,
 Mir war zur Wohnung Serug erkoren,
 Ein Haus, an Schimmer der Sonne gleich,
 Ein Erdenhimmel mit goldenen Thoren.
 O welches Leben, das ich gelebt!
 O welches Eden, das ich verloren!
 Wo ich gewandelt in Füll' und Lust,
 Vom Most der Jugend und Rausch durchgohren,
 Des Wohlbehagens Gewand geschleift
 Durch Gärten, dicht wie das Haar des Mohren,
 Bereit zu duften auf meinen Wink
 Und auf mein Lächeln sich zu beflören,
 Wenn Kummer hätte zu tödten Macht,
 Er müßte tödtlich dieß Herz durchbehren;
 Und ließe ein Glück sich zurückbeschwören,
 Rein Seufzen hätt' es zurückbeschworen.
 Der Tod ist besser für einen Mann,
 Als so zu leben, wie Vieh geschoren,
 Vom Nasenringe der Schmach geführt,
 In wunder Seite des Schicksals Sporen.
 Den edeln Löwen (verkehrte Welt!)
 Zaust die Hyäne bei Mäh'n' und Dhren.
 Wenn eine Thörin das Glück nicht wäre,
 Würd' es mit Huld nicht beglücken Thoren;
 Und wenn's die Kleider nach Manneswerth
 Vertheilte, hätt' ich nie nackt gefroren!“

standen, deren sich zuweilen mehrere der Autorität eines Großscheichs unterwarfen. Die Geschichte aller der verschiedenen Stämme ist meistens eine fortlaufende Kette von Kriegen und Friedensschlüssen. Wie geringfügig oftmals die Umstände waren, welche lange, erbitterte Kämpfe zwischen den feurigen Söhnen der Wüste herbeiführten, mag folgende Historie beweisen. Der Scheich Kuleib war ein hochmüthiger, rücksichtsloser Mann. So oft er mit seinen Heerden an einen guten Weideplatz kam, warf er einen Hund ins Gras, dem er die Beine verrenkt hatte, so daß sich das Thier nicht von der Stelle bewegen konnte, und so weit man sein Bellen hörte, durfte sich Niemand ungestraft erköhnen, in den Weidbezirk des stolzen Mannes einzudringen. Hievon war allein sein Schwager Gessus ausgenommen, dem er in seinem Bezirke zu weiden erlaubte, und dessen Kameele er alle kannte. Gewöhnlich hütete die Heerde des Gessus seine Mutter- schwester Bessus, und diese nahm eines Tages auch die Kameels- hute eines Nachbarn mit auf die Weide. Aber Kuleib erkannte das fremde Thier und tödtete es auf der Stelle. Bessus beklagte sich beim Gessus und dieser ermordete, um den ihr angethanen Schimpf zu sühnen, seinen Schwager Kuleib meuchlings. Darüber entzweiten sich die Stämme der beiden Männer, und die Tödtung einer Kameels- hute gab Veranlassung zu einem vierzigjährigen, erbitterten Kriege zwischen ihnen.

Die religiösen Verhältnisse der Araber vor Mohammeds Auftreten betreffend, so ist von denselben eben nicht Vieles zu sagen. Die Araber nennen das Zeitalter vor Mohammed schlecht- hin die Zeit der Unwissenheit, und schon daraus ist abzunehmen, daß das religiöse Bewußtsein des Volkes einen sehr beschränkten Umfang haben mußte. Es scheint zwar, daß von den Tagen der israelitischen Patriarchen her Ueberlieferungen von dem Glauben an einen Gott eine Zeit lang in Arabien fortgelebt haben, allein derartige Traditionen verwischten sich bald wie-

der und wurden so getrübt, daß man ihre frühere Gestalt kaum mehr zu erkennen im Stande war. Die ursprüngliche Religion des Landes war Gestirns- und Bilderdienst in mannigfaltigen Modifikationen. Nationalheiligthum war die Kaaba zu Mekka, in welchem Tempel über dreihundert Götterbilder aufgestellt waren, und wo die verschiedenen Stämme ihren verschiedenen Gottesdienst hielten. In der Umgegend von Mekka war der reine Bilderdienst vorzüglich zu Hause, so wie im Allgemeinen an der Küste des rothen Meeres hin. Im nördlichen Arabien wohnten Juden und Christen, am persischen Meerbusen blühte der persische Magismus, und im Süden des Landes fanden sich Gestirnanbeter, Juden und christliche Sekten. Man sieht also, daß bei den Arabern die Religion keine Nationalsache war, aber die Verschiedenheit derselben bildete durchaus keine gehässige Scheidewand zwischen den Bekennern der verschiedenen religiösen Ueberzeugungen. Ebenso merkwürdig ist es, daß die Priester der verschiedenen Religionen in Arabien entweder gar keinen, oder doch nur einen sehr untergeordneten Einfluß besaßen, woher es auch kommt, daß unter den Bewohnern des Landes in religiöser Beziehung eine schrankenlose Toleranz herrschte. Bei der beständigen, gegenseitigen Berührung der einzelnen Religionen konnte es nicht fehlen, daß zwischen denselben vielfache Annäherungen sich bildeten. So kam es, daß die Araber, wenn auch im Kultus völlig von einander abweichend, dennoch in den Hauptsachen des religiösen Bewußtseins meistens theils mit einander übereinstimmten. Solche Uebereinstimmung fand Statt in den Vorstellungen von einem höchsten Gott, von den Engeln und von einem künftigen Leben nach dem Tode. Auch ein hoher Grad von Aberglauben war allen Arabern gemeinsam, weil die religiösen Ansichten aller nicht tief und fest in ihrem Gemüthe begründet waren, sondern mehr auf bloßer Sinnlichkeit und phantastischen Vorstellungen

fußte. Daher die allgemeine Furcht vor bösen Geistern, vor Zaubern und Heren, daher das große Gewicht, welches man auf Wahrsagen, Bannen und magische Mittel legte. Derartiger Wahn mußte bei den Arabern besonders gehegt und gepflegt werden, da ihnen ihre brennende Phantasie tausend Spuckgestalten vorgaukelte, an die der nüchterne Sinn anderer Völker kaum dachte.

So war Arabien beschaffen, als ein großer Mann auftrat, der das bunte Gemisch der religiösen Ideen seines Volkes in ein großartiges Glaubenssystem verwandelte, die unzähligen Stämme vermöge seiner Lehre in eine feste Masse vereinigte, sein einsam dastehendes Vaterland in die Weltgeschichte einführte, dem Orient eine neue Gestaltung gab, und eine der größten Revolutionen hervorbrachte, welche die Menschheit kennt. Dieser Mann ist Mohammed.

Achtes Kapitel.

Mohammed.

Mohammed*) wurde nach einigen Nachrichten im Jahre 569 n. Chr., nach der wahrscheinlichsten Berechnung aber am 20. April des Jahres 571 zu Mekka geboren, als ein Sprößling des mächtigen Stammes Koreisch, der damals Mekka und die Umgegend beherrschte und den Schlüssel zum National-

*) Der ganze Name des Propheten heißt: Mohammed Abul Kasem Ebn Abdallah. Die Schreibart Mohammed ist den beiden andern „Muhammed oder Mahomed“ vorzuziehen. Der Name „Mohammed“ bedeutet: der Ruhm- oder Preiswürdige.

heiligthum der Kaaba besaß. Von seinem Vater Abdallah wird erzählt, daß er der schönste Jüngling des Landes gewesen, und obgleich er arm war, sollen dennoch zweihundert Jungfrauen aus Eifersucht und Verzweiflung gestorben sein, als er die junge Emina als sein Eheweib heimführte. Emina war zwar ebenfalls einem Zweige des koreischitischen Stamme entsprossen, aber dem jüdischen Glauben zugethan, welcher Umstand nothwendigerweise den bedeutendsten Einfluß auf ihren Sohn Mohammed üben mußte. In zarter Jugend verlor der Knabe seine beide Eltern und sein ganzes Erbe bestand, nach einer Nachricht Abulfeda's*), aus fünf Kameelen und einer äthiopischen Sklavin. Dieses Erbtheil war sogar nach arabischen Begriffen ein Vermächtniß der Armuth, und so müssen wir Mohammed ebenfalls zu jenen Männern zählen, welche die Vorsehung, statt sie mit irdischen Gütern zu segnen, mit der Flamme des Genius ausgestattet hat. Indessen nahm sich der Großvater des armen Knaben seiner an, und nach dem Tode des Greises vertrat Mohammeds Oheim, Abu Taleb, Vatersstelle bei ihm. Abu Taleb war ein Kaufmann und erzog auch seinen Neffen zu diesem Stande. Diese Erziehung war aber eine sehr mangelhafte, und der künftige Prophet lernte nicht einmal schreiben, welche Kunst freilich in seiner Heimat eine sehr seltene war. In seinem dreizehnten Jahre begleitete Mohammed seinen Oheim auf einer Geschäftsreise nach Syrien, bei welcher Gelegenheit er ein nestorianisches Kloster besuchte und einen Mönch kennen lernte, dessen Reden einen großen Eindruck auf sein junges Gemüth gemacht zu haben scheinen. Unter merkantilischen Beschäftigungen verfloss

*) Abulfeda ist ein berühmter mohammedanischer Fürst, der im Jahre 1273 n. Chr. zu Damascus geboren wurde, sich als Krieger und Gelehrter ausgezeichnet und mehrere bedeutende Werke in arabischer Sprache hinterlassen hat, unter welchen sich auch eine Geschichte des Lebens und der Thaten Mohammeds findet.

seine Jugend, und nachdem er in seinem zwanzigsten Jahre an einem Kriegszuge seines Stammes gegen räuberische Beduinen, welche die zum Nationalheiligthum Wallfahrenden überfielen, theilgenommen hatte, kam er auf die Empfehlung seines Oheims hin in das Haus einer reichen Kaufmannswittve, deren Geschäftsführer er wurde. Als solcher besuchte er die Märkte von Bosra und Damaskus und erfüllte seine Pflichten mit ebenso großer Geschicklichkeit, als Rechtlichkeit. Der Wittve, sie hieß Rhadidschah, gefiel das Wesen ihres Dieners, und so gab sie ihm ihre Hand, durch welche Heirat Mohammed einer der reichsten Männer Mekka's wurde. Dieser Umstand ist insofern von großer Bedeutung, als Mohammed fñrderhin, uneingeengt durch niedrige Nahrungs-sorgen, die Kräfte seines gewaltigen Geistes ungehindert auf die große Aufgabe seines Lebens konzentriren konnte. Gese-gentlich ist hier zu bemerken, daß, obgleich Rhadidschah fünfzehn Jahre älter war, als Mohammed, er dennoch sein feuriges Temperament bei ihren Lebzeiten stets gewissen-haft zügelte und glücklich mit ihr lebte. Auch hielt er ihr Andenken sehr hoch, so daß, als er sie einst gegen-über einer seiner spätern Frauen gerühmt und ihm diese den Einwurf gemacht hatte: „aber, war sie nicht alt, und hat dir Gott jetzt nicht eine bessere gegeben?“ antwortete: „eine bessere? Nein, bei Gott, nie kann es eine bessere geben! Als mich die Menschen verachteten und haßten, da achtete und liebte sie mich; und als ich arm war und verfolgt, da nährte und schützte sie mich!“ Es ist dies ein schöner Zug tiefen Gefñhles im Charakter des Propheten, dessen Persön-lichkeit wir jetzt ein wenig näher betrachten wollen, ehe wir sein öffentliches Auftreten erzählen.

Zugegeben, daß die mohammedanischen Autoren in ihren Nachrichten über Mohammed zu extravagant, daß sie eher

Panegyriker (Lobpreiser) als Geschichtsschreiber sind, so kann dennoch keinesfalls geleugnet werden, daß die persönlichen Eigenschaften Mohammeds in hohem Grade vollkommen und außergewöhnlich gewesen seien und sein mußten. Er war ein stattlicher Mann, schlanken Wuchses, ebenmäßiger Gestalt und großer Muskelkraft. Sein Bart und Haupthaar war reich, sein Auge glänzend, seine Nase wohlgeschnitten, sein Mund lieblich, seine Zähne weiß, sein Arm stark. Diese glänzenden körperlichen Eigenschaften wußte er noch mehr hervorzuheben und geltend zu machen durch seine ungewöhnliche Bekanntschaft mit all' den ritterlichen Künsten, in welchen sich die fahrenden Söhne Arabiens von jeher ausgezeichnet haben. Als einen guten Reiter, scharfschließenden Anführer, feurmuthigen Krieger hat er sich im Verlaufe seiner Prophetenrolle oft genug zu erweisen Gelegenheit gehabt. Gerühmt wird besonders auch der milde Ernst seines Benehmens und die anmuthige Leutseligkeit seines Umgangs.

Diesen körperlichen Vorzügen standen seine geistigen durchaus nicht nach, und die zwei hervorstechendsten der letztern waren hochstrebende, kühne Phantasie und hinreißende, machtvolle Beredtsamkeit. Letztere gab ihm eine wundersam überzeugende Gewalt über seine Hörer und ließ auch unvorbe-reitet den Strom schwungreicher Rede aus seinen Lippen hervorbrechen; erstere machte ihn zu jenem großen Dichter, dessen Erzeugnisse wir im Koran zu bewundern Gelegenheit haben werden. Mit diesen beiden Eigenschaften vereinte sich ein scharfer Verstand, der dieselben zu lenken und am passenden Orte anzuwenden wußte, ein sicherer Blick, der klar in alle Verhältnisse sah und diese in ihrem ganzen Umfange erfaßte, reiche Menschenkenntniß und endlich jenes unerklärliche Etwas, das die Gottheit Menschen von reichem Genius oft zu verleihen pflegt, nämlich jene magische Anziehungs-

kraft, welche wie ein Zauber auf die Gemüther wirkt. Alle diese Eigenschaften müssen uns aber, wenn wir die Resultate betrachten, welche Mohammed damit erstrebt hat, noch glänzender erscheinen, wenn wir bedenken, daß er durchaus keine gelehrte Bildung genossen hatte, ja nicht einmal in den Elementen des Wissens unterrichtet worden war. Er hatte weder lesen noch schreiben gelernt, und seine Anhänger nennen ihn selber den „ungelehrten Propheten*). Indessen darf man sich durch diese Thatfachen durchaus nicht etwa zu der Vorstellung verleiten lassen, Mohammed sei ein roher, unwissender Mensch gewesen. Durchaus nicht. Von Jugend auf genährt durch die kostbaren Erzeugnisse der Dichter seines Vaterlandes, deren Aussprüche er tief in sein gewaltiges Gedächtniß eingeprägt hatte, vieler Menschen Städte und Länder, Sitten und Religionen kennen lernend, den Umgang kluger Männer stets und allenthalben mit Eifer suchend, hatte er sich einen bedeutenden Schatz praktischer Lebensweisheit gesammelt, und das, was ihm an angebildetem Wissen abging, ersetzten reichlich die natürlichen Hülfquellen seines Geistes.

Den Charakter des Propheten hat selbst der Fanatismus älterer Zeiten nie völlig verunglimpfen können, wenn schon alberne Mönche und bornirte Chronikschreiber den tiefsten Roth aufwühlten, um den Mann damit zu besudeln, der den verwilderten Orient an den ewigen und alleinigen Gott glauben lehrte. Längst schon ist die Zeit gekommen, in wel-

*) „Dieser Mangel (an Bildung) war seinem Vorhaben so wenig nachtheilig oder hinderlich, daß er vielmehr den größten Nutzen daraus zog. Indem er darauf beharrte, daß die Schriften, welche er als Offenbarungen von Gott vorzeigte, unmöglich von ihm selbst geschmiedet oder erdichtet sein könnten, indem nicht zu vermuthen wäre, daß ein Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte, vermögend sein sollte, ein Buch (den Koran) mit solcher vortreflichen Lehre in einer so zierlichen Schreibart abzufassen.“ Georg Sale: Einleitung zum Koran, S. 53.

cher vorurtheilsfreie Geschichtschreiber, und nur solche verdienen diesen ehrenvollen Namen, die Person Mohammeds von jener falschen Färbung reinigten, womit ihn unbuldsamer Glaubenseifer dereinst besleckte. Man weiß jetzt und darf es aussprechen, daß Mohammed keineswegs ein reines Ideal, aber gewiß ein erhabner Geist und ein großer Mann war. Die Einfachheit und Mäßigkeit seiner Lebensweise machte ihm jene große Mildthätigkeit möglich, welche so weit ging, daß er sich das Almosen, welches er reichete, oft am eigenen Munde absparte. Er begnügte sich also nicht damit, Unterstützung der Armen und Bedrängten als eines der gottgefälligen Werke in seinem Religionsysteme anzuempfehlen, sondern ging hierin seinen Anhängern mit dem thatsächlichsten Beispiele voran. Nie blieb er gleichgültig beim Anblick der Leiden seiner Mitmenschen, stets war er treu den Seinen, unwandelbar in seiner Anhänglichkeit an Freunde. Wie in seiner Armut, blieb er auch in den Tagen seines blendendsten Glückes der einfache Sohn Arabiens, der auf seinem Mantel auf bloßer Erde schlief, prunklos gekleidet ging und sich in Speise und Trank stets enthaltfam erwies. Nicht so in Bezug auf seine Leidenschaft für das weibliche Geschlecht, und es kann den Propheten keineswegs entschuldigen, wenn er in Hinsicht seiner kolossalen Wollust behauptet: Weiberliebe und Weihrauch entflammen mehr, als alles Andere, seine Andacht im Gebet. Je weniger wir uns bedenken, die Lichtseiten im Charakter Mohammeds hervorzuheben, desto weniger dürfen wir auch verschweigen, daß er, freilich ungewöhnliche Körperkraft und das feurigste Naturell besitzend, der angedeuteten Leidenschaft in maßlosem Grade gesfröhnt habe. Ja er ging sogar soweit, daß er zur Verschönerung seiner Lüste mehr, als einmal, sein Prophetenthum mißbrauchte, und das als Religionslehrer gut hieß, was er als

Mensch verbrochen hatte. So verfertigte er z. B. ein eigenes Kapitel im Koran, um sich zu entschuldigen, als er für das Weib seines Adoptivsohnes Seid entbrannte, indem er diese Leidenschaft ohne Weiteres als Willen Gottes darstellte und sprach: „Der Wille Gottes muß jederzeit geschehen. Dem Propheten ist das kein Verbrechen, was Gott befohlen hat, und solchen Befehl haben auch andere Propheten vor ihm erhalten. Gottes Befehl aber ist wohl berechnet, und völlig gut ist eine Handlung, wenn Gott sie geboten hat*). Und ein andermal machte er das 66te Kapitel des Koran bekannt, um gegen eine seiner Ehefrauen, die ihn auf ihrem eigenen Lager mit einer Sklavin beim Ehebruch ertappte, Recht zu behalten, indem er sich durch eine sophistische Subtilität aus der Sache zog und nicht anstund, zu sagen: Gott hab sich schon darüber erklärt, daß gewisse Eidschwüre nicht verbindlich sein sollen.“ Es ist leicht einzusehen, wie verwerflich solche willkürliche Biegungen der Sittenlehre nach den persönlichen Leidenschaften des Lehrers derselben sind; aber auch ein Prophet bleibt immer noch Mensch. Zwei Eigenheiten in Mohammeds Charakter verdienen insbesondere noch namhaft gemacht zu werden, nämlich seine muthvolle Energie und das lebhafteste Bewußtsein

*) Als Mohammed einige Jahre nach Seids Verheirathung in dessen Bebauung kam und ihn nicht daheim fand, warf er seine Augen von ungefähr auf die Seinab und wurde durch den Anblick derselben so gerührt, daß er sich nicht enthalten konnte, auszurufen: Gott sei gepriesen, der die Herzen der Menschen lenkt, wie es ihm gefällt! Seinab unterließ nicht, dieses ihrem Manne zu berichten, worauf Seid nach reifer Ueberlegung dafürhielt, er könne nichts Besseres thun, als sein Weib aus Gefälligkeit gegen seinen Wohlthäter von sich zu lassen, und machte dem Mohammed seinen Vorsatz bekannt. Weil aber dieser besorgte, es möchte aus der Sache Aergerniß entstehen, so suchte er dem Seid abzurathen und die Flammen, die ihn verzehrten, zu erstickn als aber seine Liebe für sie durch das drei und dreißigste (n. von ihm selbst geoffenbarte) Kapitel des Koran gebilligt wurde, heirathete er sie.“ Sale's Koran, S. 423, Anmerkung c.

seiner Kraft. Der erstern verdankte er es, daß er auch vor den größten Widerwärtigkeiten nicht zurückbebt, sondern sich durch sie nur noch mehr angespornt fühlte, wie guter Stahl auch beim stärksten Gegendrucke fortfährt zu federn. Sein stolzes Selbstbewußtsein aber ließ ihn nie an seinem großen Unternehmen verzweifeln, und gab ihm jene hohe Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sendung, die ihn in Beziehung auf den Koran, diesen Kodex seiner Religionslehre, seinen Feinden zurufen ließ: „Sie sollen etwas Ähnliches bringen geschwind, wenn sie wahrhaftig sind!“

Man hat Mohammed, in der Absicht, ihn recht tief herabzusetzen, sehr oft mit Christus verglichen. Man hat dabei ganz vergessen, wie so völlig unstatthaft diese Vergleichung ist. Christus und Mohammed gleichen sich nur darin, daß sie beide Religionsstifter sind. Sonst sind sie in der That von Grund aus von einander verschieden, und nur Kurzsichtigkeit auf einer und böser Wille auf der andern Seite konnte sie je zusammenwerfen. Christus ist nach dem festgesetzten Dogma der Kirche nicht nur Gottes Sohn, sondern selbst Gott; Mohammed ist Mensch, und auch die glühendste Verehrung seiner Anhänger hat ihn nie seiner menschlichen Natur entkleiden wollen. Christus ist der Lehrer der Liebe, Mohammed Prediger der Gewalt; Christus und seine Apostel verbreiteten seine Lehre in Demuth und Frieden, Mohammed und seine Jünger predigten mit dem Schwert in der einen und der Brandfackel in der andern Hand. Das Christenthum ist die Religion des Geistes, den Islam darf man mit vollstem Rechte die Religion der Sinnlichkeit nennen. Woher also ein vernünftiger Grund, eine Parallele zwischen diesen Religionen und ihren Stiftern zu ziehen? Aber man zog diese Parallele nur deshalb, um, wie schon gesagt, Mohammed möglichst tief herabzuwürdigen, indem man ihm in

Christus ein reines Ideal gegenüber stellte. Man hielt solche Kniffe ehemals nicht nur für erlaubt, sondern sogar für christlich, und vergaß gänzlich, daß das erhabene System des Christenthums etwas Edleres sei, als eine Arena für zelotische Eiferer. Längst aber hat man, Gott sei Dank, erkannt, daß man Personen und Dinge an und für sich betrachten müsse, wenn man ihre wahre Wesenheit genügend erforschen wolle. Genug davon; kehren wir jetzt zur Geschichte Mohammeds zurück.

Mohammed lebte nach seiner Verheirathung mit Rhadidschah bis in sein vierzigstes Lebensjahr als einfacher Privatmann. Wann er zuerst auf die Idee des einen und alleinigen Gottes gekommen, bei welcher Gelegenheit er den Entschluß gefaßt habe, als Prophet aufzutreten und welchen Antheil der Gedanke an politische Herrschaft an der anzutretenden Prophetenrolle gehabt — darüber etwas Zuverlässiges anzugeben, sind wir außer Stande. Hingegen ist es erwiesen, daß er sich, von Jugend auf viel religiösen Sinn bewährend, alljährlich während des Monates Ramadan in eine Berghöhle in der Umgegend von Mekka zurückzuziehen pflegte, um sich einsamem Nachsinnen über Gott und die göttlichen Dinge hinzugeben. Endlich beschloß er, die Resultate seines einsamen Nachdenkens bekannt zu machen und seine Prophetenlaufbahn im Kreise der eigenen Familie zu beginnen. Er entdeckte seiner Gattin Rhadidschah, daß in „der Nacht der Rathschlüsse“ im Jahre 610 der Engel Gabriel zu ihm getreten sei, ihm den Islam *), den wahren Glauben, geoffenbart und ihn im Auftrage Gottes zu dessen Verkündiger bestellt habe. Rhadidschah, die jedenfalls eine ungewöhnliche Frau war, nahm diese Entdeckung freudig auf, theilte sie ihrem Dheim

*) Islam bedeutet dem arabischen Wortsinn nach: Heil, Friede, Glauben, auch: Ergebung, Frömmigkeit.

Warakah mit, der in den heiligen Schriften der Juden und Christen bewandert war, und Beide schwuren, von der Wahrheit der Sendung Mohammed's überzeugt: „Bei dem, in dessen Hand die Seelen Rhabidschah's und Warakah's sind, Mohammed ist Gottes Prophet!“ Auch sein Sklave Seid bekehrte sich in kurzer Zeit zu dem Propheten, so wie sein Vetter Ali, ein junger Mann voll Feuer und Begeisterung. Diesen Proselyten folgte Abu Bekr, ein Greis von edlem Charakter und großem Einfluß in Mekka, dessen Beispiel auch Othman, Abdalrahman, Saad, Zobeir und Telha nachahmten, die alle zu den vornehmsten Einwohnern Mekka's gehörten. Dieser glückliche Erfolg seiner ersten Bemühungen mußte natürlich den Propheten zu umfassenderen drängen, und nachdem er die genannten Personen drei Jahre hindurch in seine Lehre eingeweiht hatte, beschloß er, öffentlich mit derselben hervorzutreten. Er versammelte daher im Hause Ali's bei einem Gastmahl seine Verwandten vom Stamme Haschem, deren sich etwa vierzig einstellten, verkündigte ihnen seine Sendung als Prophet des alleinigen Gottes, und fragte, wer die Stelle eines Beziers, d. h. ersten Gehülfen oder Ministers übernehmen wolle? *) Und als die Männer hartnäckig stillschwiegen, da sprang der glühende Ali auf und beihauerte, daß er dem Propheten ein treuer Gehülfe sein und Jeden niederstoßen wolle, der sich der Lehre desselben widersetzen sollte. Mohammed umarmte den jungen

*) Mohammed soll sich bei dieser Gelegenheit folgendermaßen geäußert haben: „In ganz Arabien weiß ich keinen Mann, der seinen Anverwandten etwas so Vortreffliches darzubieten im Stande ist, wie ich; denn ich biete euch Glückseligkeit in diesem und im zukünftigen Leben an. Gott, der Allmächtige, hat mir geboten, euch zu ihm zu berufen. Wer mir also unter euch in dieser Sache beständig sein will, mein Bruder werden und meine Sache vertreten will, der thue es kund.“

Mann, dankte ihm und ermahnte die Anwesenden, Ali, als seinen Stellvertreter, zu ehren und ihm zu gehorchen. Der Vater Ali's, Abu Taleb, fand es aber sonderbar, seinem Sohne zu gehorchen, und die übrigen Männer hätten geradezu über diese Zumuthung gelacht. Indessen trat Abu Taleb dessen ungeachtet nicht feindlich gegen Mohammed auf, wenn er gleich seinen Sohn von seiner ertzentrifchen Begeisterung für Mohammed zu heilen suchte.

Jetzt fing der Prophet an, seine Lehre öffentlich vor allem Volke vorzutragen. Man hörte ihn eine Zeit lang geduldig an. Als er aber weiter ging und heftig gegen die sittliche Verderbtheit des Volkes und gegen den Götzendienst zu eifern anfang, da verwandelten sich seine Zuhörer größtentheils in Gegner, und Abu Taleb's Schutz war mehrmal nöthig, ihn gegen die Nachstellungen seiner Feinde zu schirmen. Unter diesen thaten sich besonders die Männer aus dem großen Stamme Koreisch hervor, die sich bald zu einem beharrlichen Widerstand gegen Mohammed vereinigten. Abu Taleb rief nun diesem ernstlich, von seinem Vorhaben abzustehen; allein der Prophet erwiderte ihm, daß von der Aufgabung seines religiösen Projektes nie und nimmer die Rede sein könne, durch welche Festigkeit Abu Taleb zu der Versicherung bewogen wurde, daß er ihm jederzeit beistehen werde. Die Koreischiten schritten jetzt zu gewaltsamen Maßregeln, welche so ernstlich wurden, daß mehrere Anhänger Mohammed's aus Mekka entwichen und in Aethiopien Schutz suchten. Mohammed selbst ließ sich nicht schrecken, und obgleich er offener Gewalt nur Klugheit entgegenzusetzen im Stande war und von seinen Feinden gleichsam aus einem Versteck in das andere getrieben wurde, breitete sich seine Lehre unter der Hand dennoch immer mehr und mehr aus, und es konnte ihm für die vielfachen Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, der Umstand

die süßeste Genugthuung geben, daß sich oftmals gerade seine heftigsten Verfolger plötzlich zu ihm bekehrten. So besonders der tapfere Dmar, einer der angesehensten Männer der Koreischiten. Aber im zehnten Jahre seiner Sendung traf den Propheten durch den Tod seiner Gattin Rhadidschah und den seines Veters Abu Taleb ein harter Schlag, und er konnte dieses Jahr mit Recht „das Jahr des Trauerns“ nennen. Dieser treuen Freunde beraubt, hielt er es für gerathen, Mekka auf einige Zeit zu verlassen. Er wählte die Stadt Tayef zu seinem Zufluchtsort, und machte in dieser und unter den umwohnenden Stämmen zahlreiche Proselyten; mußte sich aber dennoch in kurzer Zeit wieder nach Mekka zurückwenden *).

Im zwölften Jahre seines Auftretens fand die Lehre des Propheten bereits auch in entfernteren Gegenden Anhänger. Von vornehmlicher Wichtigkeit war, daß aus der Stadt Nathreb, nachmals Medina genannt, zwölf Männer nach Mekka kamen, die Mohammed's Lehre annahmen, ihm Treue schwuren und nach ihrer Heimkehr eine bedeutende Anzahl ihrer Mitbürger dem Islam zuwandten. Die Koreischiten ruhten indessen nicht und ihre feindseligen Maßregeln ließen jetzt auch Mohammed daran denken, seinem Glaubenssystem mit Gewalt Wege zu bahnen. Indem er sich dazu entschloß, ging er von der Marime ab, welche ihn anfangs geleitet und nach welcher es nur sein Beruf gewesen wäre, zu predigen und zu ermahnen, oder mit andern Worten, nur milde Mittel zur Erreichung seines Zweckes anzuwenden. Freilich mochte nur der Mangel an hinlänglichen Mitteln jene anfängliche Milde und Schonung verursacht haben, denn

*) In diese Zeit fällt die wunderbare Himmelsreise Mohammed's, welche er unter dem Geleite des Engels Gabriel's und auf dem Wunderrosse Boraq gemacht und wobei er Gottes Herrlichkeit geschaut zu haben vorgab.

Mohammed's Charakter besaß zu viele Energie, als daß er da Umwege geliebt hätte, wo ein Gewaltschlag gerade zum Ziele führen konnte. Wie dem auch sei, die Koreischiten hatten nicht sobald in Erfahrung gebracht, daß Mohammed mit den Bewohnern von Medina enge Verbindungen eingegangen, als sie sich es angelegen sein ließen, seinem weitem Treiben mit aller Macht entgegenzutreten. Mohammed, von den Schritten der Gegner unterrichtet, schaffte seine Freunde aus Mekka nach Medina und blieb allein noch mit Abu Bekr und Ali in seiner Vaterstadt zurück, indem er sagte, Gott habe ihm noch nicht erlaubt, dieselbe zu verlassen. Die Koreischiten nahmen die Gelegenheit der Verlassenheit des Propheten wahr, und beschloßen, sich seiner für immer zu entledigen — durch Mord. Allein Mohammed erfuhr zeitig genug den niederträchtigen Anschlag, und sagte, der Engel Gabriel habe ihm denselben geoffenbart und zugleich geboten, Mekka schleunigst zu verlassen. Er that dieses und Ali gab bei dieser Gelegenheit seinem Meister den stärksten Beweis von Anhänglichkeit, indem er sich, mit den Kleidern desselben angethan, auf dessen Lager niederlegte, um die Koreischiten, welche außerhalb des Hauses auf Mohammed harrien und durch eine Ritze der Mauer schauten, zu täuschen, während Mohammed glücklich zu der Behausung Abu Bekr's entkam und in Begleitung desselben aus der Stadt floh. Drei Tage hielten sie sich in einer Höhle bei Mekka verborgen, während welcher Zeit sie oft so gefährdet waren, daß Abu Bekr fast verzagte. Aber der Prophet tröstete ihn mit den Worten des Koran: „Beirübt euch nicht, denn mit uns ist Gott!“ Endlich zogen sich die ausgesandten Streiswachen der Koreischiten aus der Gegend zurück, die Flüchtlinge verließen die Höhle und gelangten, nachdem sie noch manche Gefahr glücklich bestanden, in das befreundete Medina, wohin ihnen

auch Ali nachfolgte. Diese Flucht des Propheten, die Mohammedaner melden darüber viel des Wunderbaren *), fand statt am 15. Juli 622, und von ihr an zählen die Bekenner des Islam ihre Jahre, wesswegen ihre Zeitrechnung Hegira (ausgesprochen Hedschra, d. i. Flucht) heißt.

Zu Medina wurde der Prophet mit Jubel aufgenommen, und die Stadt wandelte ihm zu Ehren ihren bisherigen Namen „Yathreb“ in den jetzigen „Medina al Nabi (Stadt des Propheten)“ um. Er benahm sich in seinem neuen Wirkungskreise äußerst klug, versöhnte die beiden großen Partheien der Charegiten und Asiten, welche sich bisher in Medina heftig befehdet hatten, verband sie enge mit sich und war so schon im folgenden Jahre im Stande, angriffsweise gegen die Koreischiten in Mekka zu verfahren. Seinen ersten Sieg von Bedeutung erfocht er bei Bedr mit dreihundert und dreizehn seiner Anhänger gegen neunhundert und fünfzig der Koreischiten, die von Abu Sofian angeführt wurden. Als er die Schaar der Feinde an diesem Tage gegen sein Häuflein heranwogen sah, rief er aus: „Muth, Muth, meine Kinder, schließt die Reihen, spannt die Bogen, der Tag ist euer!“ Und wirklich wurden siebzig der Feinde erschlagen und siebzig zu Gefangenen gemacht. Dieser Sieg erhöhte den Muth der Gläubigen und das Vertrauen auf ihren Meister. Im kommenden Jahre wurde zwar dieses Vertrauen durch die Niederlage, welche der Prophet am Berge Ohud durch die Uebermacht der Koreischiten erlitt, und wobei sein tapferer Oheim Hamfa erschlagen, er selbst

*) Mohammed sei einer Schaar seiner Verfolger begegnet, habe aber blos eine Hand voll Sand über sie hin zu streuen gebraucht, um sie Alle mit Blindheit zu schlagen. Hierauf hätte er sich in die Höhle begeben und sogleich habe vor dieselbe eine Spinne ihr Netz gewoben und eine Taube ihre Eier gelegt. Aus diesen Anzeichen hätten die Verfolger geschlossen, daß der Prophet unmöglich in der Höhle versteckt sein könne und seien wieder abgezogen.

aber verwundet wurde, einigermaßen herabgestimmt; allein der Prophet wußte den ungünstigen Eindruck dieses Unglücks dadurch zu verwischen, daß er als Grund desselben die Sündhaftigkeit seiner Anhänger angab. Die Koreischiten benutzten ihren Sieg nicht, versuchten zwar Medina zu erstürmen, wurden aber nach dreiwöchentlicher Belagerung durch Mohammed's Umsicht und Ali's Tapferkeit zurückgeschlagen.

Mohammed beabsichtigte jetzt vor Allem, Mekka in seine Gewalt zu bekommen, indem ihm an dem Besitz dieser Stadt vornehmlich der Kaaba wegen sehr viel lag. Er wußte sehr gut die glücklichen Folgen zu berechnen, die daraus für seine Religion entspringen würden, daß er das Nationalheiligthum Arabiens, die Kaaba, zum Mittelpunkt des neuen Glaubens machte. Allein es gelang ihm noch nicht, diesen Plan auszuführen, indem die Koreischiten seinem Heere den Eintritt in die Stadt tapfer wehrten, und in Folge eines beschworenen Waffenstillstandes nur Unbewaffneten Eingang gestatteten. Dieß entsprach aber den Wünschen des Propheten nicht, und so harrete er seiner Zeit, ruhte aber unterdessen nicht, sondern wandte seine Waffe gegen umliegende, jüdische Stämme, und durch den Heldenmuth Ali's, den der Prophet wohl den „Löwen Gottes“ nennen durfte, gelang es ihm, die Städte Khaibar und Fadil Kora zu erobern. Diese Glücksfälle und der Uebertritt mehrerer Häuptlinge der Koreischiten zum Islam, worunter besonders der gewaltige Khaled, später „das Schwert Gottes“ genannt, ließen Mohammed jetzt schon an umfassendere Projekte denken, welche weit über Arabien hinausreichten. Er sandte Boten aus an Fürsten und Häuptlinge in der Nähe und Ferne und lud sie in stolzen Worten ein, die allein wahre Religion des

Islam anzunehmen*). Der Kaiser Heraklius von Byzanz entließ die Gesandten mit gütigen Worten, der Perserkönig Chosru Barwiz aber zerriß den Brief, und ward von Mohammed verflucht, die Ghassaniden, welche unter byzantinischer Oberhoheit Damaskus beherrschten, wiesen den Antrag nicht nur höhnisch zurück, sondern erschlugen auch einen der Boten des Propheten. Darüber ergrimmt, sandte dieser dreitausend seiner Männer gegen die Ghassaniden, welche, wie die arabischen Autoren melden, von einer Anzahl Krieger des byzantinischen Kaisers unterstützt wurden, und nach einem blutigen Kampfe, in welchem drei Freunde Mohammed's, Seid, Dschafar und Abdallah, fielen, erfochten die Islamiten, von Khaled geführt, einen glänzenden Sieg und brachten reiche Beute heim.

Es kam nun dem Propheten höchst erwünscht, daß die Koreischiten den oben angedeuteten Waffenstillstand brachen, und er bereitete Alles sogleich vor, um endlich den entscheidenden Schlag gegen Mekka zu führen. Mit einer Armee von zehntausend Streitern brach er den 31. Dezember des Jahres 629 gegen seine feindselige Vaterstadt auf und nach kurzer Belagerung zog er am 11. Januar 630 als Sieger in dieselbe ein. Er benahm sich mit kluger Mäßigung, weihte nur sehr wenige der verstocktesten Koreischiten dem Tode und hemmte Khaled's Wüthen, der, nach gewöhnlicher Prophetenweise, jetzt ebenso fanatisch für den Islam handelte, wie er vorher gegen denselben agirt hatte. Sein Wunsch, die Kaaba betreffend, ward jetzt erfüllt. Er reinigte dieses alte Nationalheiligthum Arabiens von allen Spuren der Götzendienerei und weihte es zum Zentraltempel des Islam.

*) „Im Namen dessen“, ließ ihnen der Prophet sagen, „der Himmel und Erde, der von Ewigkeit und auf ewige Zeiten den Islam hervorgebracht hat, glaubet an Mohammed, den Lehrer des göttlichen Gesetzes!“

So wurde der Geburtsort des Propheten auch der Mittelpunkt seiner Lehre.

Von Mekka aus setzte Mohammed seine Glaubenszüge durch Arabien fort, während zugleich nach allen Seiten hin Abgesandte eilten, um überall seine Lehre zu verkündigen und die Gözenbilder zu zerstören. Letzteres machte vielen Stämmen böses Blut, so daß Mahommed genöthigt war, gegen mehrere derselben, die sich gegen ihn verbunden hatten, im Februar 630 im Thale bei Honain eine Entscheidungsschlacht zu wagen, und obgleich ihm die Feinde weit überlegen waren, gewann er dennoch den Sieg durch sein Feldherrn-Genie und seiner Krieger begeisterte Tapferkeit. Er selbst war dabei persönlich in große Gefahr gekommen. Die Kunde dieses Sieges aber drang schnell durch Arabien und trug reiche Früchte in dem folgenden „Jahr der Gesandtschaften“, so genannt, weil in demselben viele arabische Stämme durch Gesandtschaften dem Propheten ihre Unterwerfung anzeigten. Jetzt beschloß dieser, den feindlichen Plänen des Kaisers von Byzanz zuvorzukommen, rüstete ein Heer von zwanzigtausend Fußgängern und zehntausend Reitern und fiel mit demselben in Syrien ein. Indessen hielt er es nicht für rathlich, weiter als bis Tabuk vorzudringen, und wandte sich von diesem Orte nach Medina zurück. Von hier aus beherrschte er jetzt ganz Arabien, die Wurzelung seiner Lehre nach allen Kräften fördernd, jedoch gegen andere Religionen nicht gerade intolerant, wie er z. B. Christlichen Stämmen die Ausübung ihres Cultus gegen Erlegung eines Tributes gestattete.

Im zehnten Jahre der Hegira machte Mohammed von Medina aus, welche Stadt er besonders liebgewonnen hatte, seine letzte glänzende Wallfahrt nach dem heiligen Mekka. Er war auf diesem frommen Zuge von neunzigtausend, nach andern Berichten sogar von hundertundfünfzigtausend seiner

Anhänger geleitet. Sein Lebenslicht sollte bei dieser Gelegenheit noch einmal im vollsten Glanze aufblodern, ehe es im folgenden Jahre erlosch. Bald nach der Rückkehr nach Medina fühlte Mohammed, dreiundsechzig Jahre alt, sein Ende herannahen. Die Wirkungen eines Giftes, welches er, nach seiner eigenen Aussage, schon im Jahr 629 von einem jüdischen Weibe empfangen hatte, zeigten sich erst jetzt, spät, aber unwiderstehlich. Nach der Bein eines vierzehntägigen Fiebers ließ er sich noch einmal in die Versammlung seiner Anhänger bringen und auf seinen Lehrersitz niedersetzen. Dann erhob er die Stimme, welche in so vielen Schlachten zum Siege gerufen hatte, und sprach: „Ihr Männer, ist einer unter euch, den ich ungerecht bestrafte? Ich werde willig meinen Rücken der Wiedervergeltung unterwerfen. Habe ich die Ehre und den guten Namen eines Gläubigen besleckt, so thut mir ein Gleiches. Habe ich Jemanden an seinem Vermögen geschadet, so bin ich bereit, den Schaden zu ersetzen.“ Alle schwiegen, außer Einem, der hervortrat und sagte, der Prophet sei ihm drei kleine Scheidemünzen schuldig. Mohammed ließ den Schuldner sogleich befriedigen und dankte ihm für die Mahnung, indem es besser sei, daß er ihn hienieden an seine Schuld erinnert, als drüben beim jüngsten Gerichte. Er bestellte sodann sein Haus, gab seinen Sklaven die Freiheit, stillte die Klagen seiner Freunde und segnete sie. Endlich gab er in den Armen seiner Gattin Ayscha seinen Geist auf, ruhig, gefaßt und heiter, die Worte sprechend: „Gott, verzeihe mir meine Sünden! Ich komme, ja ich komme!“

Mohammed hinterließ nur ein einziges Kind, Fatime, die Gemahlin Ali's, welche der Koran mit Maria, der Mutter Jesu, Miriam, der Schwester Moses, und Chabidschah, der ersten Gattin des Propheten, zum Range

der vier vollkommensten Frauen erhoben hat. Die Ausführung der großen Entwürfe, welche der Prophet auch in der letzten Lebenszeit noch gehegt, wurden durch seinen Tod keineswegs aufgegeben, und wir werden weiter unten bei der Verfolgung der Geschichte des Islams sehen, auf welche Weise und durch welche Männer sein Werk fortgeführt wurde. Hier haben wir blos noch zu sagen, daß Mohammed zu Medina bestattet wurde, und daß seine Grabstätte bis auf unsere Tage herab ein Heiligthum geblieben, zu dem wenigstens einmal im Leben zu pilgern die Pflicht jedes orthodoxen Muselmannes *) ist.

A ch t e s K a p i t e l .

Der Koran.

Der Koran**) ist, wie wir ihn schon genannt, der Koran des Islams, er ist die Bibel der Moslemin, weswegen es billig ist, ihm eine kurze Betrachtung zu widmen.

Es ist unbestritten, daß der Inhalt des Koran von Mohammed selber herrührt, wenn er auch das Buch nicht in der Gestalt verfaßte, in welcher wir es jetzt besitzen. Wir

*) Muselmänner, oder eigentlich Moslemin, d. h. Gläubige nennen sich alle Befenner des Islams, im Gegensatz zu den Anhängern anderer Religionen, welche von ihnen schlechthin Giau'r's (Dschaur's) d. h. Ungläubige genannt werden.

**) Sagt man Alkoran, so spricht man mit dem Worte Koran zugleich den arabischen Artikel „al“ „der“ aus; Alkoran heißt also der Koran. — Eine Originalausgabe des Koran erschien stereotypirt bei Tauchnitz in Leipzig, 1835. Von deutschen Uebersetzungen sind zu nennen die von Arnold (nach der englischen Bearbeitung des Koran von Georg Sale), von Schweizer, Vossien, Augusti, Wahl. Eine bessere Uebersetzung, als die von den Genannten, wird unstreitig die werden, an welcher gegenwärtig Wilmann arbeitet. Mehreres aus dem Koran hat Hammer in seinen Fundgruben des Orients metrisch übertragen. Wir citiren meistens nach ihm.

haben oben gesehen, daß Mohammed nicht schreiben konnte, weshalb sich die Mohammedaner an die Sage halten, welcher zufolge die einzelnen Offenbarungen des Koran dem Propheten durch den Engel Gabriel übergeben wurden. Wir aber wollen uns lieber die alte Ueberlieferung gefallen lassen, welche uns berichtet, daß sich Mohammed bei Abfassung seines Religionsbuches zweier Geheimschreiber bedient habe, nämlich des jüdischen Rabbi Warada Ebn Nawfal und des christlichen Mönches Nestor. Die Schreibart des Buches gilt, wie von jeher, so noch jetzt, als das höchste Muster des arabischen Styls, und welche überwältigende Macht es schon zu den Zeiten des ersten Auftauchens seiner einzelnen Theile selbst über die kompetentesten Kenner ausübte, mag Folgendes beweisen. Einer der begabtesten Zeitgenossen des Propheten war der Dichter Labid, dem die Ehre widerfuhr, eines seiner Gedichte in der Kaaba aufgehängt zu sehen, was nur bei anerkannten Meisterstücken der Fall war. Als aber bald darauf zwei Suren des Koran daneben aufgehängt wurden, bekannte Labid, nur ein von der Gottheit unmittelbar inspirirter Prophet vermöge so zu sprechen, und bekannte sich zu dem Propheten. Als dieser gestorben war, sammelte sein Schwiegervater Abu Bekr die einzelnen Stücke des Koran, Osman berichtigte und vervollständigte das Buch und machte es in seiner jetzigen Gestalt bekannt.

Nachdem der Prophet mit den Worten: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Preis sei Gott, dem Herrn aller Creaturen, dem Allbarmherzigsten, dem König des Tages des Gerichtes. Dich beten wir an und von dir erflehen wir Beistand. Leite uns auf dem rechten Pfade, auf dem Pfade derer, denen du gnädig gewesen; nicht aber auf dem Pfade derer, auf die du zürntest, noch auch

derer, die in der Irre gehen!" nachdem er mit diesen Worten das Buch seiner Offenbarungen eröffnet hat, erzählt er in der erstern und größern Abtheilung desselben die alttestamentlichen Geschichten, mit hellern Farben ausgeschmückt und mit arabischen Legenden verwoben. Man kann diesen Theil des Koran, im Gegensatz zu dem zweiten, auch den prosaischen nennen, obgleich sich schon hier die Sprache oftmals zu dichterischem Schwunge erhebt. Immer mehr und mehr aber geht der erzählende Ton in den lyrischen über und der zweite Theil ist völlig poetisch, indem sich der Genius Mohammed's in Gemälden von brennender Farbenpracht entfaltet. Bald sind es Warnungen vor sittlichen Verirrungen, bald sind es Zurufe an die Sünder voll haarsträubender Drohungen, wie z. B. die folgende:

Bei den auf einander folgenden Sendungen vom Himmel,
 Bei der Sterne Getlimmel,
 Bei den Engeln, welche die Flügel ausbreiten,
 Bei den Versen des Korans, welche die Wahrheit deuten,
 Welche Ermahnungen geben,
 Verheißungen und Drohungen für dieses und jenes Leben —
 Es kommt der verheißene Tag:
 Wenn die Sterne ohne Licht bleiben,
 Und die Himmel sich zerspalten,
 Wenn die Gebirge zerstäuben,
 Und die Gottgesandten Wache halten,
 Zu welchem Tag?
 Zum Tag der Trennung.
 Wer gibt die Erkennung zum Tag der Trennung?
 Wehe den Lügnern an jenem Tag!
 Verderbten wir nicht die Höchsten
 Und nicht die Niedrigsten?
 So halten's wir mit dem Verbrecher.
 Wehe den Lügnern an jenem Tag!

Schufen wir euch nicht aus schlechtem Wasser,
 Und setzten euch an festen Ort
 Bis auf bestimmte Zeit?
 Dieß konnten wir, wohl denen, die es können.
 Wehe den Lügern an jenem Tag!
 Machten wir nicht die Erde beständig,
 Daß sie auch fasse todt und lebendig?
 Setzten wir nicht die Gebirge euch zu gut?
 Wehe den Lügern an jenem Tag!
 Tränkten wir euch nicht aus des Euphrats Flut?
 Geht in die Pein,
 Die ihr leugnetet, ein!
 Zu die schwarzen Schatten, dreifach schlagen sie zusammen,
 Da ist keine Rettung aus den Flammen.
 Die Flammen sprühen hell,
 Die Schatten thürmen sich, wie ein Kastell,
 Es gleicht der Brand einem rothen Kamel.
 Das ist der Tag,
 Wo Keiner zu reden und sich zu entschuldigen vermag.
 Wehe den Lügern an jenem Tag!
 Das ist der Tag der Trennung der Bösen von den Frommen,
 Wir versammeln euch mit dem Geschlechte, das vor euch gekommen.
 Wehe den Lügern an jenem Tag!

Ein gleich schreckliches Gericht harret des Geizigen, der durch betrügerische Mittel seinen Reichthum zusammengescharrt:

Weh dem, der nur Schätze auf Schätze häuft!
 Weil er ewig sich auf seinen Reichthum stützt.
 Weh, hinunter in die Höllenkampfe!
 Weist du, was das ist die Höllenkampfe?
 Feuer Gottes ist es, hochaufragend,
 Ueber Herzen wild zusammenschlagend,
 Glut, wie in ein Gewölbe zusammengebogen,
 Flammen, hoch, wie Säulen aufgezogen.

Zuweilen wendet der Prophet an sich selbst Tröstungen

und Ermuthigungen. So spricht er an zwei verschiedenen Stellen :

Bei der Feder, und bei dem, was damit die Engel schreiben!
Du bist durch Gottes Gnade, nicht besessen vom Teufel.
Es harret großer Lohn dein sonder Zweifel,
Du bist eine große Natur. —

Bei der Sonne, wenn sie am Mittag auf der Höhe des
Himmels thürmt,

Bei der Nacht, wenn sie stürmt!

Du bist vom Herrn gelobt und geschirmt.

In der andern Welt geht es dir besser, als in diesem Leben,
Dort wird dir, womit du zufrieden sein wirst, gegeben.

Find er dich nicht als Waisen und nahm dich auf?

Find er dich nicht verirrt und leitete dich den wahren Lauf?

Find er dich nicht verarmt, und machte dich reich hierauf?

Den Waisen behandle wie ein Dränger nicht,

Den Bettler schelte nicht;

Berkünde laut des Herrn Gnaden!

Jornvoll schleudert er folgende Worte gegen die, welche die Wahrheit seiner Sendung bezweifeln, welche „stolziren und sprechen: Der Koran ist nichts als Zauberei, uns zu verführen“:

Die Stunde naht, der Mond ist gespalten,

Wenn sie Zeichen sehen, wollen sie dieselbe für Zauberei halten.

Sie folgen ihrer Lust, sie klagen uns der Lügen an.

Doch gleiche Sache bleibt festgehalten.

Es kam ihnen Botschaft genug, sie vom Bösen abzuhalten,

Vollendete Weisheit. Aber Ermahnung will nichts Gutes schalten.

Wende dich ab von ihnen am Tage, wo der Aufer ruft, um
das Gericht zu halten.

Den höchsten Schwung der Poesie erreicht der Koran, wenn er die Schrecken des jüngsten Gerichts, die Qualen der Hölle, die Verheißungen der Seligkeit schildert. Das jüngste Gericht kommt heran nach folgenden Vorzeichen:

Wann die Sonne wird verdunkelt,
 Wann kein Stern mehr am Himmel funkelt;
 Wann die Berge in Rauch verschweben,
 Wann trüchtige Kameele keine Milch mehr geben,
 Wann die wilden Thiere kommen zusammen,
 Wann die Meere sich entflammen,
 Wann die Seelen in Scharen,
 Sich mit ihren Leibern paaren,
 Wann das nach der Geburt ertränkte Mädchen wird sagen,
 Weßhalb sie ward erschlagen,
 Wann die Bücher werden ausgebreitet,
 Und die Himmel abgehäutet,
 Wann die Hölten brennen,
 Dann wird jede Seele, was sie gethan, bekennen.

Und dann die Beschreibung dieses Gerichtes selbst, das,
 einherfahrend auf den Bogen des Jornes, dem Sünder zur
 Verzeihung, dem Gerechten zur Seligkeit ruft:

Die Posaunde,
 Was ist die Posaunde,
 Und von der Posaunde wie geht die Kunde?
 Themud und Ad strafen Lügen die klopfende Stunde,
 Die Völker Themud's gingen mit großem Geschrei zu Grunde.
 Die Völker Ad's gingen durch reißenden Orkan zu Grunde.
 Er brach durch sieben Nächte und acht Tage immerfort.
 Du sahst die Völker wie morsches Holz vom Winde herumgetragen.
 Sahst du, daß Einige übrig blieben?
 So ging es Pharao, und vor ihm schon fünf Städten, die
 verschlungen wurden mit dem sündigen Gezucht.
 Sie empörten sich wider den Gottgesandten, da ergriff sie des
 Herrn schweres Jorngericht.
 Und wenn in die Posaune geblasen wird mit einem Stoß,
 Wenn Erde und Berge emporgehoben und zerrissen werden durch
 einen Stoß,
 An jenem Tag fällt die einfallende Stunde,

An jenem Tag gehen die gespaltenen Himmel zu Grunde.
Die Engel gehen neben her, und tragen den Thron, wo ruht
der Herr.

An jenem Tage tragen ihn ihrer acht.

An jenem Tage werdet ihr vorgeführt und keiner entgeht des
Herren Aicht.

Denen das Buch gegeben wird in die rechte Hand, denen wird
gesagt: leß in meinem Buch!

Ihrer wird ewige Lust warten

In Edens Garten,

Die Früchte lachen sie an.

Esset und trinket für das, was ihr in verfloßener Zeit Gutes
gethan.

Diejenigen, denen das Buch gegeben wird in die linke Hand,
die sagen:

O wäre doch mir nicht gegeben worden das Buch!

Dann wüßte ich Nichts von Rechenschaft.

Was nützt all' mein Gut und Habe?

Meine Herrschaft ich verloren habe.

— Nehmet ihn, und bindet ihn!

In die Gluthen werfet ihn!

Mit einer Kette, siebenzig Ellen lang, fesselt ihn!

Denn er glaubte nicht an Gott,

Theilte mit den Armen nicht sein Brod.

Darum hat er keinen Freund gefunden,

Keine Speise, als das Siter der Wunden,

Von welchem nur der Verdammte ist.

Aber diese haarsträubenden Stellen finden einen tröstlichen
Gegensatz in den Verheißungen der Seligkeit, und die Schild-
derungen der Wonnen des mohammedanischen Paradieses
sind mit vollem Rechte „die Glanzpunkte der Poesie des
Koran“ genannt worden. Welche Glut, wir möchten sagen,
welche infarnirte Ueberzeugung quillt z. B. aus folgender
Stelle:

Die Gerechten trinken Wein, gemischt mit Blut vom Kampferquell.
Davon trinken die Diener Gottes, das Wasser leitend von Stelle
zu Stell',

Die ihr Wort hielten und den Tag fürchteten, dessen Uebel weit
wird kreisen,

Die aus Liebe Gottes speisten die Armen, Sklaven und Waisen,
Sagend: wir speisen euch Gottes wegen, und wollen weder
Dank noch Lohn,

Wir fürchten vom Herrn den Tag voll Trost und Hohn.
Deshwegen schirmete sie der Herr vorm Uebel dieses Tags, gab
ihnen heitres Gesicht und Freude,

Er lohnte ihre Geduld mit dem Paradies und mit Seide.

Dort ruhen sie auf weichen Matten, fühlen weder Frost noch Hitze,

Es wallen über ihnen kühlende Schatten,

Und Früchte neigen sich von der Bäume Spitze,

Es kreisen Schalen aus Silber und Becher aus Glas,

Gefäße aus Silber von gehörigem Maß.

Im Kleide aus grüner Seide, mit Gold gestickt,

Sind sie mit silbernen Armbändern geschmückt,

Es tränket sie der Herr mit reinem Trank,

Das ist der Lohn, das ist für ihre Mühe der Dank.

Die gegebenen Proben werden im Stande sein, Jedem einen
Begriff von dem machtvollen Eindruck zu geben, welchen
eine solche Sprache auf die feurigen Gemüther des Orients
machen mußte *).

Es leidet keinen Zweifel, daß Mohammed genau mit
den heiligen Schriften der Juden und Christen bekannt war.
Im Koran werden besonders die fünf Bücher Moses und

*) Wir erlauben uns hier, die Charakteristik des Korans, welche ein geistreicher
Autor neuerlich gegeben, abdrucken zu lassen: „Der erste Theil des Koran
hat die Gestalt eines, von Mohammed zur Belehrung der Gläubigen aus-
gearbeiteten Lehrbuchs. So wie es aber weiter geht, wird die Rede immer
leidenschaftlicher, und es tritt der Zorn des Propheten gegen seine Widersacher
als Grundton hervor. Man merkt, daß der Koran gewirkt hatte, und schon

die Psalmen angeführt, und in Beziehung auf die erstern läßt er einmal Gott geradezu sprechen: Ich habe sowol in den Büchern Mose, als in den Psalmen versprochen, daß meine frommen Knechte die Erde zum Erbtheil haben sollen. Von den jüdischen Patriarchen, von der Vernichtung Sodom's und Gomorrha's, von den Thaten Moses in Aegypten, von den Abentheuern der Israeliten in der Wüste u. s. w. ist gar oftmals die Rede. Auch Elias, Elisa, Jonas und Hiob werden erwähnt. Sodann lassen sich dafür, daß Mohammed auch die Schriften des neuen Testaments gekannt habe, mehrere Stellen des Koran anführen. So wird auch in diesem Buche Zacharias die Geburt eines Sohnes, Maria die Empfängniß des Messias durch einen Engel verkündigt, und die Antwort der Maria ist wörtlich nach dem Evangelium des Lukas wiedergegeben.

im heißen Kampfe um seinen völligen Sieg begriffen war. Theils sind es offene Widersacher, mit denen der Prophet zu kämpfen hat, theils sind es die hinterlistigen Heuchler, welche sich zum Schein als eifrig Begeisterte für seine Sache anstellen und hinterrücks das Volk ihm abwendig zu machen suchen. Nun verändert sich auch die Form der Sprache. Die Verse werden kürzer, die Gedanken drängen sich näher zusammen, der lyrische Aufschwung wird höher, die Reime ergreifen sich häufiger und vollständiger. Aber gegen das Ende tritt wieder Ruhe ein. Es ist von Feinden nicht mehr oder seltener die Rede. Hier nun, wo die Strophen noch die starke Ausdehnung der Zornlieder des verletzten Theils haben, dagegen nicht mehr von Haß und Kampf eingegeben sind, sondern nur Visionen des Schreckens und der Seligkeit enthalten, entfaltet sich die Poesie des Korans am blendendsten in ihrem phantastischen Glanze. Hier richtet sich der Blick Mohammed's auf die Unendlichkeit des allhin ausgespannten Raumes, auf die festgebreitete Erde, auf die darüber ausgespannten sieben Himmel, geschmückt mit Lauben und durchflogen von Engeln, auf die Berge, Ströme, grünen Auen und Gärten, Wolken, Winde und Meteore, auf die an der Höhe des Himmels thronende Sonne, auf die stürmende Nacht, auf den Mond, wenn er am Himmel aufgeht, auf die Morgen- und Abendröthen, und ruft die ganze Natur zur Zeugin der Wahrheit des göttlichen Wortes im Koran an. Ganz am Ende aber werden die Strophen immer kleiner, schrumpfen zu kurzen lyrischen Epigrammen ein, und so verklingt endlich diese brausende Musik in einzelnen abgebrochenen Lauten, gleich dem Widerhall eines vorbeigezogenen Gewitters, in weiter Ferne."

In der siebenten Sure (Kapitel) des Koran findet sich der bei Matthäus vorkommende Ausspruch von der Schwierigkeit des Erwerbens des himmlischen Reiches, nur daß im Koran der Ausdruck „reich“ in den allgemeineren „gottlos“ verwandelt ist. Ferner erinnert das, was nach dem Koran am Tage des Gerichtes (Sure 46) zu den Sündern gesagt wird, lebhaft an die bekannte Stelle bei Lukas: sie haben ihren Lohn dahin. Endlich stimmt das, was im Koran überhaupt vom jüngsten Gericht, vom Blasen der Posaunen u. s. f. gesagt wird, in manchen Stücken mit den Aeußerungen des neuen Testaments auffallend überein. Hieraus läßt sich leicht ableiten, daß Mohammed, wie schon gesagt worden, mit dem alten und neuen Testamente bekannt gewesen sein muß, mit welcher Bekanntheit sich freilich seine Unwissenheit im Lesen, von der im vorigen Kapitel erzählt worden ist, schwer vereinigen läßt. Auch die heiligen Sagen, welche unter den jüdischen Rabbinern umgingen, und die mystischen Ueberlieferungen der Chaldäer und Magier scheint der Prophet gekannt und bei Abfassung des Korans benutzt zu haben. Fassen wir alle diese Gründe zusammen, so ergibt sich von selbst die Konsequenz, daß der Koran durchaus keine Originalschöpfung, nicht Etwas sei, was nicht aus vorher Entstandenem und Gegebenen hergeleitet wurde. Mohammed war zu weise, um aus eitler Originalsucht irgend etwas Vorhandenes zu verschmähen, was er als etwas Gutes erkannt hatte.

Der Koran ist von den Sammlern und Auslegern desselben in hundert und vierzehn Abschnitte oder Suren eingetheilt, welche bald länger, bald kürzer sind. Außerdem gibt es noch andere Eintheilungen, was aber gleichgültig ist. Das Buch ist durchaus kein systematisches Werk, d. h. kein gegliedertes System der Grundsätze des Islam, und wenn der Prophet in demselben auch einen fortschreitenden Gang beobachtet

hat, so ist dennoch deutlich, daß je nach Gelegenheit oder Bedürfnis die einzelnen Theile des Buches entstanden sind. Auch war ein streng geordnetes Lehrbuch für den Zweck des Propheten durchaus nicht nöthig, und die Heiligkeit des Koran gestattete in spätern Zeiten weder eine lichtvollere, noch eine willkürliche Sichtung und Ordnung. Beizusetzen brauchen wir kaum noch, daß der Koran bei den Mohammedanern in der höchsten Verehrung steht. Es ist ihr Alpha und Omega, sie schwören dabei und lassen ihn bei allen Angelegenheiten als die letzte, unumstößliche Instanz gelten. In öffentlichen und Privatgebäuden sind Verse aus dem Koran angeschrieben zu immerwährender Betrachtung, und er heißt bei den Moslim im gleichen Sinne „das Buch“, wie die Christen ihre heiligen Urkunden „Biblia“ nennen.

Neuntes Kapitel.

Die Lehren des Islam.

Gott ist Gott! Es ist kein Gott als Allah!*) Dieß ist die Grundlehre des Islam, welche dann ihre weitere Ausführung findet in dem Sage: Allah, dieser allein wahre, große und höchste Gott, hat sein Wesen in sich selbst, ist weder gezeugt, noch zeugt er, genügt sich selbst, erfüllt das Universum mit seiner Unendlichkeit, ist das Centrum, in dem sich Alles

*) Das Wort „Allah“ ist zusammengezogen aus den arabischen Wörtern al und elah, d. h. der Verehrungswürdige. Mohammed sagt an einer Stelle des Koran von Allah: Wenn alle Bäume, die auf Erden sind, Schreibfedern wären, und sieben Ozeane voll Dinte, so würden sie doch nicht hinreichen, die Wunder des Allmächtigen zu beschreiben!

vereint, offenbar und verborgen, Herr der körperlichen und geistigen Welt, Schöpfer und Regierer, allmächtig, allgütig, barmherzig und was er beschließt, ist unwiderruflich. Durch dieses Prinzip vindizirt sich der Islam den Glauben an den alleinigen Gott, und wenn die mohammedanische Vorstellung von Gott sich auch nicht zur christlichen Idee von demselben erhebt, so steht sie doch dadurch über der jüdischen, daß Allah rein geistiger aufgefaßt ist, als Jehova. Ebenso würdevoll, wie sich Mohammed seinen Gott an und für sich vorstellte, stellte er sich auch dessen Eigenschaften vor. Von diesen Eigenschaften übte besonders die letztgenannte, die Unwiderruflichkeit der Beschlüsse Allah's betreffend, bedeutenden Einfluß auf die Gemüther der Gläubigen, welcher Einfluß sich in einer unbedingten Ergebung in den Willen Gottes bewies.

Mit dem ersten Sage seiner Lehre: es ist nur ein Gott! verband Mohammed auf's genaueste den zweiten: Und Mohammed ist sein Prophet! Durch diesen Satz sanktionirte Mohammed alle die Gesetze, vermittelt welcher er die Verehrung des alleinigen Gottes begründen und sichern wollte. Wie Moses einst seinen Geboten dadurch Gehorsam zu verschaffen wußte, daß er vorgab, sie aus der Hand Jehova's selbst empfangen zu haben, so mußte Mohammed dem Dogma der Einheit und Alleinheit Gottes unmittelbar das Dogma von der Göttlichkeit seiner eigenen Sendung anhängen. Daß dieses Dogma vollkommenen Glauben fand, wird uns dadurch klar, daß einer seiner Anhänger den Propheten einmal geradezu fragte: ob er denn nicht Gottes Sohn sei? worauf Mohammed, seiner Vorstellung von Gott gemäß, antwortete: Gott hat keine Kinder. Ob Mohammed, wie man hat behaupten wollen, sich selbst als den von Christus verheißenen Paraklet und den Islam als die Wiederherstellung

des Glaubens Abrahams und als Vollendung der mosaischen und christlichen Religion angesehen habe, steht dahin.

Ein drittes Dogma ist die Annahme guter und böser Engel, wobei natürlich die jüdischen und christlichen Vorstellungen von solchen Geistern zu Grunde gelegt sind. Indessen brachte der Prophet damit den Arabern nicht Neues, denn es war unter ihnen, wie unter allen orientalischen Völkern der Glaube an gute und böse, hülfreiche und schadenbringende Genien und Dämonen schon längst einheimisch. Mohammed nimmt mehrere Klassen von Engeln an, wie dieses auch in der christlichen Lehre von den Engeln so gehalten wird, der verworfenste Dämon aber ist Eblis, der sich im spätern mohammedanischen Bewußtsein zum Fürsten der Hölle verwandelt hat *).

Sehr großes Gewicht legte Mohammed auf das Dogma von dem jüngsten Gerichte, und in dem, was er darüber sagte, können wir wieder gar deutlich die Einwirkung der Bibel bemerken. So läßt er z. B. Gott sprechen: Der Ton der Gerichtsposaune wird alle Menschen vor meinen Thron versammeln und Jeder wird da den Lohn seiner Thaten empfangen. Und weiter: Wenn die Posaune zum zweiten Mal ertönt, werden sie schnell aus den Gräbern steigen, um vor Gott zu erscheinen. Dieß ist ganz christlich. Der Tag des Gerichtes wird nach einer Stelle des Koran tausend, nach einer andern aber fünfzigtausend Jahre dauern, beides natürlich figürliche Ausdrücke. Viel Sonderbares und Extravagantes wird auch über die Art und Weise gesagt, in welcher das Gericht abgehalten werden soll **). Die Werke

*) Die Vorschriften hinsichtlich des Glaubens an gute und böse Engel finden sich besonders in folgenden Suren des Koran: 4, 6, 7, 48.

**) Zwischen der Seele und dem Leibe wird am Tage des Gerichts Streit ent-

jedes Moslim werden aufs genaueste in einer Waagschale abgewogen, und während Einige dieses Abwägen blos als ein Symbol der strengen Gerechtigkeit Gottes gelten lassen, so fällt doch die orthodoxe Meinung dahin aus, daß diese Wage von dem Engel Gabriel gehalten werde, und so ungeheuer groß sei, daß ihre zwei Schalen, von denen die eine über das Paradies, die andere über die Hölle hängt, Himmel und Erde in sich zu fassen im Stande seien. Ist das Gericht abgehalten, so trennen sich die Guten von den Bösen, erstere wenden sich zur Rechten in's Paradies, letztere zur Linken in die Hölle. Beide aber müssen vorher die furchtbare Scheidungsbrücke (al Sirat) passiren, welche, über den Schlund der Verdammniß ausgespannt, dünner als ein Haar und schärfer als ein Damaszenerschwert ist. Mohammed und seine treuesten Anhänger gehen über diesen subtilen Paß voran, die Seligen folgen ihnen, indem sie blizschnell hinüber-

sehen, indem die erstere dem letztern die Schuld der Sünde zuschreibt, und umgekehrt. Die Seele wird sprechen: O Herr, ich habe meinen Leib von dir empfangen, denn mich selbst hast du geschaffen ohne eine Hand, mit welcher ich greifen, ohne einen Fuß, mit dem ich gehen, ohne ein Auge, womit ich sehen, und ohne einen Verstand, womit ich urtheilen konnte, bis ich kam und in diesen meinen Leib einging. Diesen magst du daher strafen, mich aber erlöse! Der Leib aber wird sagen: O Herr, du schufst mich gleich einem Stock oder Klotz. Ich bewegte weder Hand noch Fuß, bis diese meine Seele in mich eindrang. Da erst fing meine Zunge an zu reden, mein Auge zu sehen, mein Fuß zu wandeln. Der Seele also gebührt alle Strafe! Aber Gott wird ihnen entgegen mit folgender Parabel: Ein König hatte einen schönen Garten voll reicher Früchte und darüber setzte er zwei Männer als Hüter. Der eine dieser Männer war blind, der andere war lahm. Weil sie aber nach den verführerischen Früchten gelüfteten, so machte der Lahme dem Blinden den Vorschlag, ihn auf die Schultern zu nehmen, und so gelang es ihnen, die Früchte zu pflücken, welche sie sofort unter sich vertheilten. Als nun der Herr des Gartens kam und nach den gestohlenen Früchten fragte, so suchten Beide den Diebstahl zu leugnen, indem der Blinde sagte, er habe ja die Früchte gar nicht sehen können, der Lahme aber, er habe ja nicht zu den Bäumen hinkommen können. Aber der König ließ den Lahmen auf den Blinden setzen und verurtheilte beide. Ebenso werde es mit Leib und Seele gehen.

fahren, die Verdammten aber glitschen aus und stürzen kopf-
 über in den gähnenden Höllenrachen *). Die Beschreibung
 der Höllenstrafen erinnert uns an Dante's furchtbar-erhabene
 und an Vater Kochem's grotesk-lächerliche Schilderung der
 Christlichen Hölle. Die mohammedanische Hölle ist in sieben
 Etagen abgetheilt, in deren jeder eine dem Grade der Schuld
 ihrer Bewohner angemessene Marterart erefutirt wird. In
 der untersten Hölle befinden sich die Heuchler, welche die
 wahre Religion nur als eine Maske angethan haben. Die
 Dauer der Höllenstrafen ist verschieden. Alle Ungläubigen,
 d. h. alle nicht dem Islam Huldigenden, sind schlechtthin für
 alle Ewigkeit verdammt. Für die Sünder aus der Schaar
 der Gläubigen aber sind die Höllenstrafen keineswegs von
 ewiger Dauer, sondern neunhundert bis siebentausend Jahre
 ist die Zeit, in welcher die Schuldigen der verschiedenen
 Grade ihre Sünden abbüßen können, um nach dieser Sühne
 aus dem Ort der Verdammniß erlöst zu werden. Wenn
 aber die Höllenstrafen schrecklich sind, so sind die Freuden
 des Paradieses um so herrlicher. Dieses Paradies verheißt
 alle die überschwänglichen Wonnen sinnlichen Genußes, denn
 Mohammed wußte recht gut, daß er mit der Verheißung
 einer Seligkeit in christlichem, geistigem Sinne nicht ausreichen
 würde. Derartige spirituelle Hoffnungen konnten auf die
 heißblutigen, glühenden Söhne der Wüste keinen Eindruck
 machen. Daher wirkte Mohammed auf die lebhafteste Sinn-
 lichkeit seiner Anhänger, indem er ihnen das Paradies dar-
 stellte als einen Ort der wundersamsten Entzückungen. In
 schattigen, Wohlgeruch athmenden Hainen, welche von silber-
 hellen Wassern durchmurmelt werden, oder in marmornen

*) Einer mehr kraßhaften Mythe zufolge verwandelt sich beim Uebergang über
 die gefährliche Brücke Mohammed in einen Widder und alle Fremden setzen
 sich als Fische in seinen Pelz.

Palästen, angethan mit kostbaren Gewändern, hat der selige Gläubige seinen Sitz. Die lieblichsten Früchte, der süßeste Wein erfreut ihn, tausende von Paradiesesjünglingen harren seines Winkes, und ihn erfreut die Liebe von zweiundsiebzig Paradiesesjungfrauen, Houris genannt, schwarzäugig, strahlend von unverwelklicher Schönheit und ewiger Jugend. Dazu kommt, daß die Kräfte der Seligen durch die Genüsse nie erschaffen, sondern mit denselben wachsen. Eine einzige Stelle im Koran deutet einigermaßen auch auf eine Seligkeit in geistigerem Sinne hin. Diese Stelle lautet: „Das Antlitz Einiger wird an jenem Tage (des Gerichts) glänzen und nach ihrem Herrn schauen“, und ist offenbar eine Nachahmung des Christlichen: „Sie werden Gott schauen.“

Als Hauptpunkte der Religionsübung stellte der Prophet Gebet, Fasten und Almosen auf, wozu auch noch die Verdienstlichkeit des Kampfes für den Islam, sowie das Gebot der Wallfahrt nach Mekka kommt.

Das Gebet muß nach vorhergegangener Waschung, die in der wasserarmen Wüste auch mit Sand vollzogen werden darf, täglich fünfmal verrichtet werden. Der Betende kniet nieder und wendet das Gesicht gegen Mekka. Wie sehr Mohammed auf die pünktliche Verrichtung des fünfmaligen Gebetes hielt, bewies er dadurch, daß er einem Stamme, der ihn um theilweise Erlassung dieser zeitraubenden Vorschrift anging, antwortete: Die Religion ist Nichts ohne Gebet! Die Gebete bestehen theils in herkömmlichen Formeln, theils in rhetorischen Ergüssen orientalischer Phantasie, wie z. B. das folgende: Preis sei Gott, dem Wohlthaten spendenden Könige, dem Schöpfer der Welt, der die Himmel erhöht hat ohne Säulen und die Erde ausgebreitet wie einen Teppich! Und Segen und Friede über den Herrn der Heilboten, unsern Herrn und

unsern Gebieter Mohammed und die Seinen; Segen und Friede, dauernd und beständig bis zum Tage des Gerichts!

Die Fasten, welche Mohammed vorschrieb, müssen besonders im Monat Ramadan beachtet werden, und um diese Fasten genügend zu halten, muß sich der Gläubige während des Ramadan auch des Umgangs mit seinen Weibern enthalten. Für die Entbehrungen des Ramadan suchen sich die Moslim im Beiramseste, welches den Fasten folgt, zu entschädigen, und obgleich religiösen Ursprungs ist dieses Fest dennoch, so zu sagen, der Fasching der Bekenner des Islam geworden. Da wird illuminirt, getanzt, musizirt und geschwärmt. Am Beiram legen die Türken für einige Tage ihre Indolenz und Gravität ab, und der Beiram ist zugleich die einzige Zeit des Jahres, in welcher die Buden und Boutiquen geschlossen und alle Arbeiten eingestellt werden.

Die Pflicht, Almosen zu geben, hat der Prophet sehr hoch gestellt, höher noch als Gebet und Fasten, und diese hohe Schätzung der Mildthätigkeit ist schon in der Gastfreiheit des Morgenlandes begründet.

Das Gebet, sagt Mohammed, führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt zum Thore des Himmels, Almosen eröffnet die Thüre desselben! Aber noch verdienstlicher ist der Kampf für den Islam, die Handhabung des Schwertes zur Ausbreitung desselben, denn „das Schwert ist der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle, ein Tropfen Blutes in dem Streite Gottes vergossen, eine in Waffen durchwachte Nacht, ist mehr werth, als zwei Monate Beten und Fasten. Wer im Kampfe für den Islam fällt, dem sind die Sünden vergeben; seine Wunden werden am Tage des Gerichts glänzen, wie Leuchtkäfer, und riechen, wie Moschus, und den etwaigen Verlust von Gliedern werden Cherubimsfittige ergänzen.“

In Bezug auf die Erlaubniß der Vielweiberei folgte

Mohammed der altherkömmlichen Sitte seiner Heimat. Jeder Moslim darf vier rechtmäßige Frauen, und so viele Sklavinnen als Konkubinen halten, so viel er ernähren kann. Eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind geboren, darf weder verkauft, noch verstoßen werden. Die Absperrung und Sklaverei der Weiber ist nicht Ergebnis des Islam, sondern überhaupt Sitte des Orients.

Die übrigen bürgerlichen Verordnungen des Islam, in Betreff der Verheirathung, Ehescheidung, Erbschaft u. dgl., hat Mohammed genau nach den Vorschriften der fünf Bücher Moses oder der jüdischen Rabbiner geregelt. Das Verbot des Schweinefleisches und Weines, das Gebot der Beschneidung und häufigen Waschungen, findet seine natürliche Erklärung in den klimatischen Verhältnissen der Morgenlande. Ebenso natürlich erklärt sich die hohe Ehrfurcht, welche die Befenner des Islam vor den großen Männern des alten Testaments, vor Moses und Christus, als erhabenen Propheten, hegen, aus dem Umstande, daß Mohammed bekannte, er sei nicht gekommen, um die Lehren derselben zu vernichten oder zu verdammen, sondern nur um sie zu vollenden. Daraus ergibt es sich auch, daß die moralischen Gesetze des Islam die vielfachste Aehnlichkeit mit denen des Judenthums und Christenthums haben.

Der Kultus des Islam ist sehr einfach und besteht vornehmlich aus dem Vortrag einzelner Stellen des Koran durch den Imam oder Geistlichen. Die Imams sind die eigentlich fungirenden Mitglieder der mohammedanischen Ulema's, d. h. Geistlichkeit. Sie lesen die Abschnitte des Koran in den Moscheen (Kirchen) vor, halten Predigten darüber, besuchen Kranke und sprechen den Segen über Brautleute. Das Oberhaupt der Geistlichkeit, der Großmufti, d. h.

Entscheider, auch Scheik-ul-Islam, d. h. Haupt des Islam, genannt, ist im türkischen Reiche das Oberhaupt aller den Kultus beschlagenden Gesetze. Der Großherr wählt ihn und er folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier oder Premierminister. Er wird bei allen wichtigen Entscheidungen zu Rathe gezogen und seine Gutachten heißen Fetwa's. Indessen darf man ja nicht glauben, daß der Großmufti in der mohammedanischen Welt ungefähr die nämliche Rolle spiele, wie der Papst in der christlichen. Das höchste Glaubensoberhaupt ist nämlich der Padischah (Großherr), als Nachfolger und Stellvertreter des Propheten, und der Mufti ist weiter nichts als Präsident, Antisthes oder Generalsuperintendent der Geistlichkeit.

Die Tempel des Islam, die Moscheen, sind mit runden Kuppeln bedeckt und mit hohen schlanken Thürmen, Minarets, geschmückt. Von der Galerie der Minarets herab ruft der Muezzin die Gläubigen zum Gebet, da sich die Mohammedaner keiner Glocken bedienen *). Die Gebäude selbst sind viereckig und haben einen Vorhof mit Springbrunnen, um die gesetzlichen Abwaschungen zu verrichten. Gemälde, Bilder oder sonstige Zierrathen findet man im Innern nicht, wenn man einige Lampenreihen und die auf die Wände geschriebenen Stellen aus dem Koran nicht für solche gelten lassen will. Der Boden ist mit Teppichen belegt, auf welchen die Betenden

*) Der Muezzin ruft mit folgender Formel in singendem Tone zum Namaz (Gebet):

La ila illa lah!

Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß!

Ich zeuge, daß kein Gott ist, denn Allah!

Gott ist groß! Gott ist groß! Gott ist groß! —

Ich zeuge, daß Mohammed ist der Seher Gottes!

Kommt zum Gebet, kommt zum Gebet!

Herbei zum Tempel des Heils, herbei zum Tempel des Heils!

Gebet ist besser als Schlaf, Gebet ist besser als Schlaf!

Gott ist groß! Gott ist groß! Außer Allah ist kein Gott!

knien. In einer Nische gegen Osten zu ist der Vorleserstuhl des Imam angebracht, und gegen die Gegend Mekka's zu ein Schrank, der gewöhnlich Abschriften des Korans enthält. Auch das Grab des Erbauers einer Moschee befindet sich gewöhnlich in derselben. Der feierlichste Gottesdienst findet, wie bei den Christen am Sonntag, so bei den Moslim am Freitag statt. Mit den Moscheen sind öfters auch Schulen, Spitäler und Armenküchen verbunden.

Was bei den Christen Heilige und Anachoreten sind, das sind bei den Mohammedanern *Santon's* und *Marabut's*. Ueber dem Grabe eines *Santon* ist gewöhnlich eine kleine Kapelle errichtet und es wohnt daselbst ein *Marabut*. Diese Einsiedler stehen in großem Ansehen.

Auch der Islam hat seine Mönche. Dieß sind die *Derwische*, welches Wort persischen Ursprungs „*Arme*“ bedeutet. Der Sage nach hätten schon die nächsten Nachfolger Mohammed's, *Abu Bekr* und *Alli*, *Derwischvereine* gestiftet. Indessen dürften sie wohl erst später entstanden sein. Sie theilen sich in verschiedene Orden, unter denen sich die *Ruhani's* und die *Mewlew'i's* besonders hervorthun, erstere im zwölften, letztere im dreizehnten Jahrhundert entstanden *).

*) Da die Erscheinung der *Derwische* zu den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des Orients gehört, so entlehnen wir folgende Schilderung der *Mewlew'i's* und *Ruhani's* aus einem neulich erschienenen trefflichen Reisewerk:

„Die *Mewlew'i's* haben in Pera (Konstantinopel) ein sehr schönes Kloster, wo sie zweimal die Woche ihre (religiöse) Produktion öffentlich geben. Ihr Orden ist streng, und bevor ein Aspirant in ihn als *Derwisch* eintritt, muß er ihm erst tausend und einen Tag gedient haben. Ich ging, sie zu sehen. Ein runder Tempel mit ringsherumlaufender Galerie, die Kuppel von Säulen gestützt, deren Schranken die Zuschauer trennen, erinnert an die Tanzplätze, auf welchem bei uns ländliche Bälle in den Gärten gehalten werden. Die Musik auf der Tribüne begann, und auch sie war gleich unsern ländlichen Orchestern oben posirt. Die Introduction bestand in einer Gattung Lamentation, mit einer gedämpften, gräßlich heulenden Flöte, einem verstimmten Dudelsack und einer Pauke. Die *Derwische* traten auf, machten zeremoniöse Verbeugungen gegen den Scheich, ihren Meister, und hierauf

Von sonstigen Orden sind zu nennen die Bestami's, die Kadris, die Nakschibendis, die Bektaschi's, die Ruschmi's,

allgemeine Prostration. Dann begann der Tanz, der in langsamen Kreiswendungen jedes Einzelnen besteht, die mit vieler Ruhe endlich auf Alle übergehen und mit Ablegung des Oberkleides endigen. Die Musik wird immer lebhafter und betäubender, das Drehen wird immer rascher, und die einzige überbleibende Kleidung der Dervische, ein weißer fastenreicher wollener Rock, der von den Hüften bis zum Boden hinabreicht, wird durch die schwindelerregende Achsenbewegung in einen solchen Schwung versetzt, daß er in einem horizontalen Rade sich mit dem Tänzer dreht und schwebend gerade von ihm abfliehet. Mit zugekrüchten Augen schwingen sich bald alle Tänzer in stets wachsender Schnelligkeit gleich Planeten um sich selbst und die andern Tänzer herum; keine Spur von Erschöpfung wird sichtbar und keines dieser Schwungräder berührt das andere, keines senkt sich tiefer herab, bis der Tanz beendigt ist. — Ganz anders verhält es sich mit den Ruhanis, den sogenannten heulenden Dervischen. Sie versammeln sich nur einmal zu ihrer Kultusübung, übertreffen aber durch ihre übermenschlichen Anstrengungen eine zehnfache Darstellung der Mewlewî's. Der Raum, in dem sie zusammenkommen, faßt kaum hundert Menschen, und sehen wir uns in Vera in einen eleganten Salon versetzt, so glaubt man hier in eine gemeine Bauernschenke einzutreten, denn in beiden ist der Eintritt Jedem gestattet. In diesem Zimmer, das mehr einem Marionettentheater, als dem Tempel heiliger Begeisterung gleichsieht, stand der Imam oder Oberpriester, mit schneeweißem langen Bart, in einen Rosentalar gekleidet. Ihm zur Seite lagen niedliche wunderschöne Kinder, die später öfter in die Funktionen eingriffen, und in einem Halbkreis rings um ihn knieten die Kandidaten der Komödie und wiegten ihren Oberleib hin und her, bis dahin noch ruhigen und unbeweglichen Antlitzes. Monotone Lamentationen und Gebetsformeln eröffneten auch hier die Andachtsübung, während die Dervische sich immer zahlreicher versammeln, beim Eintreten ihrem Chef die Hand küssen und sich dann auf Kämmerfelle niederlassen. Sie sind durch keine besondere Kleidung ausgezeichnet, nur tragen sie alle eine weiße Zylindermütze; der Imam zeigte Würde und Anstand. Auf sein Zeichen standen sie alle auf und stellten sich in eine Reihe dicht an einander gepreßt ihm gegenüber, und nun begann der Wahnsinn. Der Imam gibt durch Händeklatschen den Takt zum Heulen; und während sie ihr Glaubensbekenntniß, von dem ich nur „*La illah ill, allah*“ verstand, ableiern, beugen sie sich mit dem Oberleib bald vor-, bald rückwärts, oder rechts und links, ohne die Hüften zu bewegen und wie am Drath gezogen. Der Athem wird aus der tiefsten Brust gepumpt und mit gepreßtem Stöhnen ausgestoßen; das Verdienst aber liegt in der gesteigerten Schnelligkeit, wozu der Imam immer stärker klatscht, Worte und Bewegungen werden immer heftiger, so daß man nichts mehr hört als „*lalla lalli*“ und das Maß aller Pulsationsberechnung für den Zuschauer ein Ende hat. Sind die Dervische auf diesem Gipfel der Entzückung angelangt, wo sie die brechenden Augen gleich sterbenden Menschen verdrehen, dann beginnt

die Schemsis und die Dschemalis. Diese Orden wohnen gewöhnlich unter der Leitung eines Scheich in Tekie's oder Changah's, d. h. Klöstern, zusammen, die meistens reich dotirt sind. Ihre Andachtsübungen bestehen in Gebeten, Kasteiungen und religiösen Tänzen, die nicht selten in widrigen Skandal ausarten. Es gibt unter ihnen aber auch Männer, die ihre Gefühle auf eine wirklich wunderbare Stufe der Ekstase hinauffschrauben. Die Derwische genießen eine hohe Verehrung, nicht allein bei dem Pöbel, sondern insbesondere auch bei den Großen. So genossen sie z. B. bei dem Ali von Zanina, jenem berühmten Kraftmenschen und Tyrannen, der alle göttlichen und menschlichen Gesetze verachtete, die unbeschränktesten Vorrechte, und es ist kaum glaublich, wie sich dieser Satrap zum Danke für seine ihnen erwiesenen Wohlthaten von den Derwischen lästern und ausschimpfen ließ, ohne ihnen je Etwas zu Leide zu thun.

Dem Zwecke gegenwärtigen Buches genügt die gegebene Auseinandersetzung über die Lehre des Islam. Auf uner-

ein dicker Musti mit klagender Stimme einige der aufregendsten Stellen des Koran zu rezitiren, wodurch die ganze Versammlung in Bezauberung versetzt wird, die Derwische aber in konvulsivische Bewegung gerathen und nun wirklich scheußliche Szenen entstehen. Einer der wüthendsten, ein feister Derwisch, mit einem wahren Bullenbeißergesicht, geberdete sich besonders wahnsinnig; er biß und knurrete gräßlich um sich, die Augen rollten im Kopfe und stunden weit vor, das Antlitz wurde schwarzblau, der Schaum trat ihm vor die Lippen, und so tobte und rastete er fort, bis er wie vom Schlag getroffen kopfüber mitten in's Zimmer hineinfürzte und mit geballten Fäusten und eingezogenen Beinen wie todt auf dem Bauche liegen blieb. Als ich glaubte, ein höherer Grad menschlicher Verirrung wäre nicht mehr möglich, begann der Imam selbst herumzutrippeln und mit den Füßen zu stampfen, und nun erreichte die ganze Szene, dieses wilde fanatische Geschrei, die Verzerrung des Leibes, das Stampfen und die furchtbaren Ausrufe der Verzweiflung eine solche Höhe, daß ich betäubt aus diesem Tempel der Besessenen forteilte." Morgenland und Abendland, von dem Verfasser der Cartons, 1. Band, S. 94 ff.

sprießliche Vergleichenungen desselben mit andern Religionen können und mögen wir uns nicht einlassen. Dagegen wollen wir hier einige Notizen über die zwei *) berühmtesten Sekten der Religion Mohammed's anknüpfen, deren eine sich zu derselben mystisch, deren andere aber polemisch verhält.

Eine mystische Richtung des Islam repräsentirt der Esfismus **) oder Sufismus, als dessen Stifter Saïd abul Chair, um das Jahr 820, genannt wird. Es hielten sich besonders berühmte persische Dichter zu der Sekte, unter ihnen der große Dschelaleddin Rumi *** (um 1230), welcher wegen seiner Verherrlichung mystischer Grundsätze die „Nachtigall des beschaulichen Lebens“ genannt wird. Die Sekte bildete sich allmählig durch die Vereinigung mehrerer Anachoreten, deren es schon in den ersten Jahrhunderten des Islam gab, zu einem asketischen Verbande. Der Hauptgrundsatz des Esfismus ist ein gänzlichcs Versenken in die Betrachtung und Bewunderung der Alles umfassenden Gottheit, um auf diese Weise einen Zustand höchster Seelenruhe und die Vereinigung des menschlichen Geistes mit der Gottheit zuwege zu bringen. Der Sufi soll also Nichts wissen, Nichts sehen, Nichts denken und Nichts glauben, als das Eine, d. h. Gott.

Ganz anders verhält es sich mit der Sekte der Wahabi, auch Wahabiten oder Wechabiten genannt, welche ihre religiöse Polemik auch auf das Gebiet der Politik hinübertrugen und

*) Der Unterschied zwischen den Schiiten, wie vorzugsweise die persischen Mohammedaner genannt werden, und den Sunniten, wie die orthodoxen Mohammedaner sich nennen, ist mehr politischer als religiöser Art, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden.

**) Das Wort ist hergeleitet von „Sufi“, d. h. Wellbekleidete, weil die Anhänger des Esfismus Gewänder von „Suf“ (Wolle) tragen.

***) Er ist der Stifter des Dermischordens der Mewlewis, dessen Kultus oben beschrieben wurde.

dem türkischen Reiche sehr furchtbar wurden. Der Stifter dieser Sekte ist Mohammed, der Sohn Abd-el-Wahabs, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, und seinem großen Landsmann und Namensbruder, dem Propheten, in vielen Dingen ähnlich war. Geboren in der Stadt Mien im Jahre 1729, hatte er in Bassora, Bagdad und Damaskus studirt. Er gab vor, von Gott selbst den Auftrag erhalten zu haben, zu lehren: Das Dasein eines einzigen Gottes, und in dem, was er über die Eigenschaften desselben und über sein Verhältniß zu der Welt und den Menschen lehrte, stimmte er mit dem Propheten überein. Allein er verwarf nicht nur alle Sagen des Koran als ungegründet und lächerlich, sondern stellte auch die unbegranzte Verehrung, welche die Gläubigen dem Propheten zollten, als geradezu sündhaft dar, indem eine solche Verehrung nur Gott gebühre und Mohammed weiter Nichts gewesen sei, als ein von Gott bevorzugter, weiser Mann. Auch eiferte er heftig gegen die Ueppigkeit der Moslim. Der neue Prophet gewann für seine Lehre zuerst Ebn-Sehud, den Fürsten von Derajeh und Lahsar, den er zum Emir seiner Sekte ausrief, während er sich selbst zum obersten Priester derselben erklärte. So war die geistliche und weltliche Macht getrennt und blieb es, indem sich die geistliche in Mohammed's, die weltliche in Ebn-Sehud's Familie forterbte. Bald breitete sich die Sekte, welche sich nach dem Stammnamen ihres Stifters nannte, unter den arabischen Stämmen aus, und konsequent führten die Wahabi ihr Prinzip aus, Alles, was sich nicht zu ihrer Lehre hineignete, mit Feuer und Schwert zu vernichten. Von der Stadt Derajeh aus ihre Züge unternehmend, belief sich ihre Macht schon unter Ebn-Sehud's Nachfolger, Abd-el-Aziz, auf hundert und zwanzigtausend Krieger. Die immer mehr zunehmende Schwäche des türkischen Reiches begünstigte die Wahabiten so

sehr, daß sie, nach verschiedenen hartnäckigen Kriegen, endlich im Jahre 1806 die heiligen Städte Mekka und Medina eroberten und Arabien mit Blut und Brand verheerten und beherrschten. Jetzt zitterte der Orient weitem vor diesen kühnen, blutigen Sektirern, und sogar die Engländer begannen für ihre ostindischen Besitzungen zu fürchten. Endlich aber fanden die Wahabi ihren Sieger und Vändiger in dem Pascha von Aegypten Mehemed Ali und dessen Stiehsohn Ibrahim. Der Erstere erfocht im Jahre 1815 bei Bassila einen entscheidenden Sieg über sie, und Ibrahim erstürmte im Jahre 1815 ihr Lager unweit Derafeh, meßelte zwanzigtausend ihrer Streiter nieder und eroberte den Hauptsitz der Sekte, die Stadt Derafeh, wobei die vornehmsten Anführer gefangen, nach Konstantinopel gesandt und dort enthauptet wurden. Allein zehn Jahre nachher waren die Wahabi wieder in Rebellion begriffen, und seit Mehemed Ali seine Truppen aus Arabien entfernt hat, ist es der türkischen Regierung unmöglich, die Sekte zu unterdrücken.

Zehntes Kapitel.

Schicksale des Islams unter den Schalis.

Nachdem Mohammed gestorben, hätte die oberste Leitung des Islams mit Recht auf seinen Schwiegersohn, den edeln, heldenhafte Ali übergehen sollen. Allein die Intriguen der einflußreichen Ayescha traten ihm in den Weg, und so wurde im Jahre 633 nach Chr. Abu Bekr erster Khalif, d. h. Statthalter, wie sich die Nachfolger Mohammed's nannten. Die einflußreichsten Männer anerkannten seine Oberherrschaft, und so

mußte sich auch Ali fügen, was er mit edler Selbstverleugnung that. Dessenungeachtet hatte Abu Bekr einen schweren Stand, indem der Islam unter den arabischen Stämmen durchaus noch nicht so tiefe Wurzel gefaßt hatte, um besonders den Verlust politischer Unabhängigkeit vergessen zu machen. Auch dünkte den Arabern manche Vorschrift des Koran zu streng, wie z. B. das Verbot des Weines, das Gebot der Ramadanasfasten, das allzuhäufige Gebet. Unter verschiedenen Stämmen traten Männer auf, welche die Wiederherstellung der Freiheit und des alten Götterdienstes proklamirten, und in Mekka rührten sich die Koreischiten wieder. Diese wurden indeß besänftigt und die übrigen Aufrührer brachte das Schwert des wilden Khaled, von dem oben schon gesprochen wurde, bald zur Ruhe. Um aber die Kräfte der arabischen Nation großartiger anzuwenden und zugleich innern Fehden vorzubeugen, beschloßen die Gewalthaber, dem Ausland den Krieg zu machen. Von dieser Maxime geleitet, stimmten sie die Lösung an: „Befehrung zum Islam oder Unterwerfung!“ und ersahen sich vornehmlich das griechische Kaiserthum, welchem noch viele Provinzen im westlichen Asien zugehörten, und das persische Reich zu Gegenständen ihrer Befehrungs- und Eroberungslust. Abu Bekr ließ ein Aufgebot zum heiligen Kriege ergehen, welches zahllose Schaaren von Freiwilligen unter die Banner des Islam sammelte, und richtete an sein Heer folgende Ermahnung: „Hütet euch vor Ungerechtigkeit und Bedrückung! Wenn ihr die Kriege des Herrn führt, so sechtet als Männer ohne Wanken, beslecket aber den Sieg nicht durch das Blut der Weiber und Kinder; zerstört keinen Palmbaum, verbrennet kein Getreidefeld; was ihr versprochen habt, haltet redlich! Schonet Alle, außer die mit den geschornen Köpfen (die Mönche), denn diese gehören zum Reiche des Satan!“ Hierauf fiel der Khaliß mit seinen

Streitern in Syrien ein, und nach verschiedenen Wechselfällen des Kampfes faßten sie durch die Einwohner von Basrah festen Fuß im Lande. Im Jahre 634 starb aber Abu Bekr nach kurzer Herrschaft, nachdem er, auf Ayescha's Antrieh, den Omar zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Gleich beim Beginne der Regierung Omar's, welcher sich zu dem Titel eines Khalifen auch noch den eines Emirs al Mumenin (Fürsten der Gläubigen) beilegte, wurden die großen Städte Damaskus und Emesa erobert und die große Schlacht am Bache Jermut entschied das Schicksal Syriens zu Gunsten der Moslim. In dieser Schlacht führte Khaled den Oberbefehl über die Gläubigen und rief ihnen zu: „Das Paradies ist vor euch, Tod und höllisches Feuer hinter euch!“ Die Griechen unterlagen gänzlich und überließen Syrien den Siegern, welche jetzt auch das heilige Jerusalem angriffen und eroberten. Ein anderer Feldherr Omar's, Amru, unterwarf dem Islam zu gleicher Zeit Aegypten, und nachdem er das prächtige Alexandrien mit Sturm genommen, schrieb er darüber an Omar: „Ich habe des Abendlandes große Stadt erobert. Die mancherlei Reichthümer und Schönheiten derselben her-
 zuzählen, ist mir unmöglich und ich muß mich begnügen, zu bemerken, daß sie viertausend Paläste, viertausend Bäder, vierhundert Theater und Vergnügungsorte und zwölftausend Kramladen enthält.“ Amru wollte die Stadt seiner Soldateska preisgeben, allein der Khalif verbot diese Barbarei auf's nachdrücklichste. Amru mußte gehorchen, die Einwohner milde behandeln und ihnen die Ausübung des christlichen Kultus gestatten. Der Sage nach sollen die Moslim bei der Eroberung Alexandriens die köstlichen Bücherschätze, welche noch immer in dieser Stadt aus den Zeiten des Alterthums her aufgestapelt gewesen seien, auf barbarische Weise zerstört haben, indem sie dieselben als Heilmittel der Bäder

gebrauchten *), eine Ueberlieferung, die sowol durch das Stillschweigen gleichzeitiger christlicher Schriftsteller (z. B. des Eutychius, Patriarchen von Alexandrien, und des Eusebius) als auch durch den Umstand, daß die alexandrinischen Bücherschätze schon früher der Zerstörung anheimgefallen waren **) als gänzlich unhaltbar nachgewiesen worden ist. Von Aegypten aus stürzten sich die Moslim auf den Norden Afrika's und rasteten nicht eher, als bis sie alle Länder desselben bis zum atlantischen Ozean hin erobert hatten. Auch gegen das große persische Reich führten die Mohammedaner ihre erobernden Glaubenskriege mit Glück, und nach zwei Tage langem Kampfe gewannen sie, unter Anführung Saad Ben Abu Bakka's, den Entscheidungssieg bei Kadestia im Jahre 635, erbauten darauf die Stadt Bassora, wandten sich dann gegen die Feueranbeter (Ghebern), die Anhänger der altpersischen Religion, und vernichteten auch diese in blutigen Kämpfen. Unterdessen war der Khalife Omar im Jahre 644 durch den Meuchlerdolch eines persischen Sklaven in der Moschee zu Medina gefallen, und mit abermaliger Verhöhnung der Rechte Ali's wurde zum dritten Khalifen Othman erwählt. Auch unter diesem Regenten machten die Araber bedeutende Fortschritte in ihren Unternehmungen, obgleich der Khalif persönlich untüchtig war. Als aber diese Untüchtigkeit immer deutlicher und folgenreicher sich erwies, so brach im Jahre 654 ein allgemeiner Aufstand gegen Othman aus, in welchem er ermordet wurde. Jetzt endlich gelangte Ali zu seinem Recht, indem er in Medina zum Khalifen gewählt wurde. Ein sehr zahlreicher Theil der Moslim hält Ali

*) Omar, der von Amru gefragt worden sei, was man mit den Büchern anfangen solle, habe geantwortet: Stimmen die Schriften der Griechen mit dem Koran überein, so ist ihre Aufbewahrung unnütz; stimmen sie aber nicht mit dem Koran überein, so sind sie verderblich und müssen zerstört werden.

**) Siehe den 1. Band dieses Werkes, S. 335.

für den ersten rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's und wird von den übrigen Gläubigen, welche auch Abu Bekr, Omar und Othman für rechtmäßige Khalifen ansehen, als Schismatiker betrachtet*). Uebrigens ist diese Spaltung durchaus politischer Natur und hat auf den Islam, als Religion, weiter keinen Einfluß ausgeübt. Aber Ali's Erhebung zum Beherrscher der Gläubigen gab das Signal zu heftigen Parteiungen unter den Gläubigen. Die einflußreiche Ayescha konnte ihren grimmigen Haß gegen Ali noch immer nicht vergessen, und mit ihr verbanden sich die zwei angesehenen Häuptlinge Talha und Zobeir, indem sie von Bassora aus die Herrschaft über Irak an sich rissen. Ein weit gefährlicherer Feind für Ali aber war Moawijah, Statthalter in Syrien, aus der mächtigen Familie der Omaiaden, der bei der Ermordung Othman's vorzüglich die Hände im Spiele gehabt hatte, jetzt aber dem neuen Khalifen nicht nur den Gehorsam verweigerte, sondern das Khalifat geradezu für sich in Anspruch nahm, indem er seinen Antheil an Othman's Ermordung Ali aufzubürden suchte, was freilich die schändlichste Verläumdung war. Ali erschrak nicht vor der Uebermacht seiner Gegner. Zuerst wandte er sich gegen Ayescha und ihren Anhang, und unter den Mauern von Bassora blug er die Rebellen. Talha und Zobeir wurden getödtet, Ayescha fiel als Gefangene in die Hände des Siegers. Dieser behandelte sie ehrfurchtsvoll und sandte sie ungefränkt nach Medina zum Grabe des Propheten zurück. Hierauf kehrte der Khalif sein Heldenschwert gegen den listigen Moawijah und griff dessen achtzigtausend Mann starkes Heer mit Fiebzigttausend an. Hundert und zehn Tage lang standen sich die feindlichen Heere gegenüber und lieferten sich neunzig Treffen. In einem nächtlichen Kampfe erlegte Ali mit eigener

*) Dieß ist der Unterschied zwischen Schiiten und Sunniten.

Hand vierhundert Feinde und der Sieg neigte sich auf seine Seite. Allein die Schlaueit seines Gegners und die Muthlosigkeit seiner Anhänger beraubten ihn der Früchte dieses Sieges; und er mußte in trostlosem Grimm von Kufa aus anstehen, wie sich Moawijah durch den unternehmenden Amru Aegyptens bemächtigte, wie er auch in Arabien triumphirte und endlich auch in Irak festen Fuß faßte. Da entschlossen sich drei Fanatiker, um dem traurigen Zwiespalte unter den Gläubigen ein Ende zu machen, die drei vornehmsten Parteihäupter, Ali, Moawijah und Amru, zu ermorden. Aber der Anschlag gelang nur gegen Ali, der 661 in der Moschee zu Kufa unter dem Mordstahl fiel, sein unglückliches Leben mit einem blutigen Tode beschließend. Er hinterließ zwei Söhne, Hassan und Hossain. Der Erstere wurde von Ali's Anhängern als dessen Nachfolger im Khalifate ausgerufen, entsagte aber, seiner friedliebenden Natur folgend, in Bälde der gefährlichen Herrschaft und starb 669 zu Medina, wahrscheinlich an Moawijah's Gift.

Moawijah verlegte den Sitz des Khalifats von Medina nach Damascus und eröffnete eine Reihe von vierzehn Khalifen, welche die Familie der Omayyaden den Moslim gab. Moawijah gedachte alles Ernstes daran, das byzantinische Reich zu stürzen. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinasien, setzte über die Meerenge des Hellespont und begann Konstantinopel zu belagern. Indessen mußte diese Belagerung bald wieder aufgehoben werden. Dagegen wurde gegen die kriegerischen Türken in Turkestan, welche damals noch nicht zum Islam sich bekannten, mit Glück gekämpft. Jezid folgte im Jahre 679 seinem Vater im Khalifate, wurde aber nicht allgemein anerkannt, und besonders Hossain, der jüngere Sohn Ali's, ward ihm ein gefährlicher Gegner. Als aber dieser erschlagen worden war, wußte sich Jezid nicht nur

zu behaupten, sondern auch die allgemeine Anerkennung als Khalif zu erringen. Die übrigen Beherrscher der Gläubigen aus dem Hause Omajjah sind folgende: Moawijah II. gest. 684, Merwan I. gest. 685, Abdelmalek gest. 705, Walid I. gest. 715, Soliman gest. 717, Omar II. gest. 720, Jezid II. gest. 724, Hescham gest. 743, Walid II. gest. 744, Jezid III. gest. 744, Ibrahim gest. 744, Merwan II. gest. 750. Als die merkwürdigste Begebenheit unter der Herrschaft dieser Männer ist hervorzuheben die Okkupation Spaniens durch die Araber. Der große Feldherr Musa Ben Mosair hatte die arabischen Eroberungen auf der Nordküste Afrika's erweitert und befestigt und die Bevölkerung dieser Länder mit den Arabern zu verschmelzen gewußt. Hierauf beschloß er nach Spanien hinüberzugehen, welches noch von der großen Völkerwanderung her die Westgothen inne hatten, deren Macht aber durch bürgerliche und religiöse Zwiste sehr gesunken war. Graf Julian, ein sehr mächtiger Baron, den der westgothische König Roderich durch die Entehrung seiner Tochter sich zum unversöhnlichsten Feinde gemacht, rief die Araber über die Meerenge von Gibraltar herüber. Musa sandte zuerst im Jahr 710 seinen Unterfeldherrn Tarif mit einer nur geringen Streiterzahl. Diese verstärkte sich aber allmählig und schon im folgenden Jahre wagten es die Moslim, von dem kühnen Tarif befehligt, der ungeheuern Uebermacht der Westgothen unter ihrem König Roderich bei Xeres de la Frontera die Entscheidungsschlacht zu liefern. Die fanatischen Islamstreiter gewannen nach acht Tage langem Morden den Sieg, und ihre gelicheten Reihen mit Schaaren von Mauren ergänzend, die aus Afrika herbeieilten, überschwemmten sie hierauf ganz Spanien. Nur in den unzugänglichen Gebirgen von Biskaya, Gallizien und Asturien behauptete ein kleiner

Rest der Westgothen unter Pelayo seine Unabhängigkeit. Musa kam selbst nach Spanien herüber, und faßte den Riesenplan, von Spanien aus über Frankreich, Deutschland, Italien und die Trümmer des griechischen Kaiserthums erobernd nach Asien zurückzukehren. Hofkabaln am Khalifenhofe zu Damaskus, der sich schon ganz despotisch gestaltet hatte, riefen aber sowohl ihn als Tarif zurück, und Beide hatten das gewöhnliche Loos großer Männer, den Undank ihrer Gebieter und der Welt. Indessen hatten sie einen tüchtigen Nachfolger in Al Horr Ben Abd er Rahman, der Musa's Pläne zu verwirklichen trachtete und deshalb mit einem Heere von einmahlhunderttausend Streitern über die Pyrenäen nach Frankreich vordrang und die ganze Christenheit vor dem Islam erzittern machte. Da hemmten die Franken, die damals bereits den Grund zu ihrem nachherigen Weltreich gelegt hatten, den Siegeslauf der Moslim. Unter ihrem Herzog Karl Martell schlugen sie, im Jahre 732, bei Tours die Ungläubigen bis zur Vernichtung und wurden so die Retter der bedrohten Christenheit. Ueber dreimahlhunderttausend Leichen sollen die Araber auf dem Schlachtfelde zurückgelassen haben, der Rest des Heeres eilte in wilder Flucht rückwärts über die Pyrenäen. Dorthin wagte man nicht, sie zu verfolgen, und als der Omayjadische Stamm im Orient des Khalifats verlustig geworden, flüchtete sich der letzte Sproßling desselben, Abd er Rahman Ben Moawijah, nach Spanien, riß dasselbe vom Morgenlande los und gründete zu Cordova das abendländische Khalifat, welches bis zum Jahre 976 in Macht und Kultur blühte. Von da an aber zerfiel es in mehrere arabische oder maurische Königreiche: Saragossa, Toledo, Valenzia, Sevilla, Granada. Gegenseitige Kriege schwächten diese Reiche immer mehr, und schon Karl dem Großen gelang es, den Arabern im Norden Spaniens

beträchtliche Länderstrecken zu entreißen, welche unter dem Namen „spanische Mark“ mit dem Frankenreiche vereinigt wurden. Im Verlaufe der Zeiten breiteten sich auch die christlichen Westgothen wieder gegen die uneinigen Islammehrer aus, und schon im Anfange des elften Jahrhunderts blühten die drei christlichen Königreiche Leon, Kastilien und Navarra in Spanien. Als sodann die vereinigten christlichen Könige unter Anführung Alfons III. von Kastilien bei Tolosa im Jahre 1212 gegen die Araber einen großen Sieg erröchten hatten, blieb ihnen nur noch das Königreich Granada, und auch dieses wurde zuletzt im Jahre 1491 von Ferdinand von Arragonien und Isabella von Kastilien erobert und so Spanien dem Christenthum wieder gänzlich zurückgegeben. Der letzte König von Granada, der unglückliche Boabdil, wanderte mit seinen Getreuen nach Afrika aus und der Rest seiner Unterthanen wurde gewaltsam bekehrt oder ebenfalls zur Auswanderung gezwungen.

Unterdeß war im Morgenlande der Thron der Khalifen an eine andere Familie übergegangen. Die Nachkommen des Al Abbas, eines Oheims des Propheten, hatten nämlich gegen das Geschlecht der Omaiaden die Fahne des Aufstuhrs erhoben und diese wurden im Jahre 750 auf gräßliche Weise ausgerottet *). Wie sich Einer derselben nach Spanien rettete und dort ein unabhängiges Reich gründete, ist vorhin erzählt worden. Mit Abul Abbas bestieg das Geschlecht der Abbasiden den Khalifenthron. Sein Bruder und Nachfolger Abu Giafar erbaute am Flusse Tigris die berühmte Stadt Bagdad, welche fortan die Hauptstadt des Khalifats wurde.

*) Der wilde Abbaside Abdallah lud, nachdem der letzte Khalife aus dem Hause der Omaiaden, Merwan II., von den Abbasiden geschlagen und getödtet worden, neunzig Omaiaden zu einem Gastmahle, ließ sie mit Zelstangen todt schlagen und tafelte sodann auf den röchelnden Leichen der Ermordeten.

Als er, mit Hinterlassung eines ungeheuren Schazes, den sein Geiz gesammelt, im Jahre 775 gestorben, folgte ihm sein Sohn El mahdi, dessen Regierung besonders durch den Aufstand und die glückliche Besiegung des falschen Propheten Hakem, der verschleierte Prophet von Khorasan genannt, merkwürdig geworden ist. Der berühmteste Khalif aus dem Hause der Abbassiden ist Harun, seiner Gerechtigkeitsliebe wegen al Raschid zuenannt, der von 786 bis 809 regierte. Bei seinem Tode theilte er das Reich unter seine Söhne und schon jetzt begannen die unaufhörlichen Bruderkriege, Empörungen und Morde, welche zuletzt den Untergang des Khalifats herbeiführten. Wir können natürlich auf diese verwirrten Geschichten nicht näher eintreten, sondern nur noch andeuten, wie die Khalifenherrschaft gestürzt wurde. Die unmittelbaren Verursacher dieses Sturzes waren die Türken, ein skythisch=tartarischer Volksstamm, welcher seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts in der Geschichte auftritt und nach einem ihrer Häuptlinge, Dsman geheißen, der im dreizehnten Jahrhundert seine gewaltigen Räuberthaten vollführte, Dsmanen genannt. Aus ihren Ursitzen in den Steppenwildnissen Hochasiens hervorgebrochen, traten die Türken als Leibwächter und Miethsoldaten in die Dienste der Khalifen. Gute Köpfe und tapfere Parteigänger thaten sich bald unter ihnen hervor, wurden Minister, Feldherren und Statthalter und waren bei der immer mehr zunehmenden Schwäche und Untauglichkeit der Khalifen bald faktisch die Herren des Khalifenreiches. Die Türken spielten ganz die Rolle der römischen Prätorianer, und wie diese zügellose Soldateska dereinst die Kaiser Roms erwählte, absetzte und mordete, so verfuhrten auch die Türken mit den Khalifen, welche endlich nur noch als geistliche Oberhäupter des Islam angesehen wurden und, auf die einzige Stadt Bagdad beschränkt, ein trauriges Schattenleben

führten. Die mancherlei Schicksale der verschiedenen Türkenstämme gehören nicht hieher, nur sei bemerkt, daß sich unter denselben vornehmlich der Stamm der Seldschuken hervorthat. Den größten Ruhm aber gewann sich Salaheddin oder Saladin, der sich vom kurdischen Krieger zum Sultan von Syrien und Aegypten aufschwang und so edelherzig und tapfer handelte, daß er selbst den Kreuzfahrern, denen er mit dem glücklichsten Erfolge die Stange hielt, Hochachtung abzwang. Er starb 1193. Endlich wurden im J. 1258 die Khalifen auch aus Bagdad vertrieben und vegetirten, als ein Hohn ihrer vormaligen Größe, noch in Aegypten fort bis zum Jahre 1538, wo der letzte der Schattenthhalifen starb. Die türkischen Sultane führen seither, als geistliche Oberhäupter des Islam, den Khalifentitel, welcher aber außerhalb ihres Reiches, besonders von den Persern, nicht anerkannt wird. —

Die Schicksale, welche der Islam unter den Türken erlebte, gehören der Weltgeschichte an. Allgemein bekannt ist es, welchen ungeheuren Aufschwung die türkische Macht im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nahm, wie sie der Schrecken Europa's war, und ebenso allgemein bekannt ist es, wie schnell diese Macht von dem Gipfel ihrer Größe herabsank und wie das Reich des Großherrn jetzt nur noch durch die Gnade der christlichen Großmächte existirt.

Die moralische und physische Kraft des Islam ist wohl für immer gebrochen und an eine weitere Fortbildung desselben nicht zu denken. Dieß darf uns aber nicht verleiten, gegen den Stifter desselben ungerecht zu sein. Wir werden dieses Religionsgenie stets bewundern müssen, der mit so einfachen Mitteln, denn Einfachheit wird dem Islam in seiner Ursprünglichkeit wohl Niemand absprechen können, so kolossale,

wenn auch nicht erfreuliche, Resultate erreichte. Allein einen neuen Aufschwung des Islam brauchen wir weder zu erwarten, noch zu befürchten. Er ist im Außen zu starr, im Innern zu modrig, um neue Blüthen treiben zu können. Wir schließen, indem wir noch das Urtheil eines geistvollen Denkers unserer Zeit über die gegenwärtige Weltstellung des Islam beifügen: Man hat in allen neuernden Reformen des türkischen Sultans, wie des Paschas von Aegypten (Mehemed Ali), welche im Orient unter dem Ausdruck Nizzam-Dschedid zusammengefaßt werden, nur von der Noth des Augenblicks aufgedrungene politische Maßregeln, keineswegs eine Tendenz des Islam zu wahrhafter Civilisation, ein Bestreben über sich selbst hinauszudringen, zu sehen. Der Islam ist zu stolz, zu selbstgenügsam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren fortschreitendem Prinzip selbstbewußter Freiheit sich ernstlich vereinigen könnte. Das große Interesse, welches die Eroberung Algiers bei allen christlichen Nationen gefunden hat, ist unstreitig durch den Gedanken vorzüglich mitbedingt, daß damit der Anfang gemacht sei, die seit der Gründung der Khalifate in Nordafrika vorherrschende Dumpsheit des Islam zu vernichten. Was der heilige Ludwig, was Karl der Fünfte ohne dauernden Erfolg versuchte, was auch jetzt noch zweifelhaft blieb, scheint nun, seit die dreifarbigte Fahne von Konstantine's grauen Kalkfelsen weht, zur Wirklichkeit gelangt zu sein. Die europäische Kultur hat seit dem Untergange des Römerreichs zum zweitenmale einen festen Ausgangspunkt genommen. Selbst die Lage Algiers, als einer der mittleren Barbarenstaaten, zwischen den größern Reichen von Marokko und Aegypten, scheint in dieser Beziehung von Wichtigkeit, und es ließe sich daraus für die Veränderung der Stellung, welche die Freiheit und ihre Kultur dem Fatalismus und der Starrheit des Islam in den nächsten Dezennien abgewinnen wird, bedeutende

Folgerungen machen, würden nicht die schönsten Aussichten dieser Art durch das merkantilische und politische Interesse der Engländer, den Primat im Handel und zur See zu behaupten, so oft und so schnell zu vorübergehenden Täuschungen verwandelt. Allein von einem höhern Standpunkte aus sind auch solche Retordationen der Humanität nur vorübergehend und die göttliche Nothwendigkeit der Freiheit bricht endlich siegreich durch alle Nebel der Selbstsucht. Vor den milden Stralen dieser ewigleuchtenden Sonne der Menschheit wird auch die Trübheit des Islam einst verschwinden müssen *).

*) R. Rosenkranz: über die Weltstellung des Islam, Freihafen von 1838, 2. Heft, S. 148.



